Nr. 39 Juli 2007 14. Jahrgang ISSN 1862-1627

Adalbertus forum

Zeitschrift für ostmitteleuropäische Begegnung

Herausgegeben von

Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken

Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien

INHALT

Wolfgang Nitschke
Flucht nach Ägypten 2

Gertraud und Michael Heinzmann
Fremde Heimat – vertrautes Exil –
Geistliches Wort 3

Max Danziger
ASTIR – Was veranlasst Menschen ihre Heimat zu verlassen? 4

Programm zum 61. Gementreffen

Jahreshauptversammlungen
Kirchbauverein St. Dorothea von Montau 12
Adalbertus-Werk e. V. 13

Satzung des Adalbertus-Werkes e. V. 14

Adalbert Ordowski
Polens Rolle in Europa 17
14. Deutsch-Polnische Studientagung in Danzig/Gdańsk

Arndt Brede
Und sie beweg(t)en sich doch 20
Nach mehr als 60 Jahren liegt die Verantwortung auf vielen jungen und ganz jungen Schultern

Interview mit Nina Henseler 21

Hanna Sebulke
Zum 60. Todestag von Bischof Maximilian Kaller 22

Impressum 25

Lesung mit Gerhard Erb in Münster 26

„Bischof von Danzig in schwerer Zeit“ 26

Glückwünsche 27, 28

Überweisungsvordrucke 27

Veranstaltungen 28

Beitrittserklärung 28

ZUM TITELBILD

Ausschnitt aus einer Panoramaaufnahme der Stadt Danzig von 1930. Zwischen den Türmen und Giebeln, die das Bild der Stadt prägen, ganz links der Turm von St. Johann und rechts der besonders markant in den Blick fallende eingerüstete Turm der Marienkirche, erhebt sich die Kuppel der Synagoge mit ihrer im Stil der Neorenaissance prachtvoll gestalteten Haube der Laterne. Das Gebäude der Großen Synagoge hatte das Stadtbild Danzigs bereichert – so wie es über Jahrhunderte auch die Mitglieder der jüdischen Gemeinde taten, ehe sie ihre Heimat verlassen mussten, um ihr Leben zu retten oder die persönliche Vernichtung erdulden mussten. Es ist ein besonderer Glücksfall, dass ein großer Teil des Schatzes der Synagoge durch die Veräußerung in Amerika erhalten geblieben ist und so heute auch die kulturellen Zeugnisse eines besonderen Teils der Danziger Geschichte zugänglich sind.

Die fast unüberwindbare Grenze zwischen Israel und Gaza – in dieser Zeit auch eine Grenze zwischen Bedrohung und Sicherheit, Grenze auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft.

Flucht nach Ägypten

„Die Tage ziehen sich dahin, die Nahrung wird knapp. Am Fuße der gewaltigen Betonsegmente am Grenzübergang Eres im Norden des Gazastreifens hat sich die Palästinenserfamilie niedergelassen. Eltern, zwei vielleicht sechsjährige Jungen, ein Kleinkind, die Mutter wiegt ein Baby im Arm. Ihre Habe ist in einer Sporttasche verstaut. Sie sind fünf von hunderten Flüchtlingen, die auf ihre Ausreise warten.“ (21. Juni 2007 – Newsletter des Senders N24.)

„Das Treffen von Angela Merkel mit dem polnischen Präsidenten Kaczynski hat keine Annäherung im Streit über die EU-Verfassung gebracht. Der Pole sagte, sein Land habe schon genug Zugeständnisse gemacht.“ (17. Juni 2007 – Spiegel-online)

Welche Meldung ist für uns erschreckender? Natürlich zunächst einmal die Blockadehaltung Polens. Polen liegt ja schließlich vor der Haustür und was kümmert uns Palästina?

Genau umgekehrt müsste es sein! Was schert uns die Blockadehaltung Polens, wenn Palästina im Bürgerkrieg versinkt und Tausende von Menschen auf der Flucht nach Ägypten sind oder sich sonst irgendwie aus dem Gazastreifen zu retten versuchen. Es herrscht Bürgerkrieg in den Palästinensergebieten und wir reden über Stimmengewichtung in Europa – eigentlich ist es ein Skandal, dass sich Niemand berufen fühlt einzugreifen – weder die UNO, noch die EU, noch „Weltpolizist“ George W. Bush.

Uns führen die Ereignisse aber auch vor Augen, dass es immer noch Kriege gibt, dass auch im 21. Jahrhundert an vielen Orten der Welt Menschen ihre Heimat verlassen müssen und auf der Flucht sind.

Migration – Integration
Weggehen und Ankommen im neuen Europa

so lautet das Motto des 61. Gementreffens. Eigentlich wollten wir über friedliche Migration reden, über Arbeitsmigration, über Menschen, die freiwillig gehen oder ankommen. Das Schicksal derer, die nun wieder unfreiwillig gehen oder ankommen müssen, dürfen wir dabei aber sicher nicht vergessen – nicht nur im Gebet um Frieden und Versöhnung, sondern auch in der politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung.

In der vorliegenden Ausgabe des ***adalbertusforums*** haben wir ein solches Schicksal ausführlich dokumentiert – bewegende Erinnerungen eines Danziger Juden an seine Flucht vor den Nationalsozialisten. Im „geistlichen Wort“ geht es um das zentrale Thema der biblisch-jüdischen Geschichte, wir ehren in den Glückwünschen Menschen,

61. GEMENTREFFEN
vom 25. bis 30. Juli 2007
Intern. Jugendtagung 24. bis 30. Juli

die sich intensiv mit dem christlich-jüdischen Dialog beschäftigen. Als die Idee entstand, dieses Heft thematisch so auszurichten, war vom Bürgerkrieg in Palästina noch nicht die Rede – aber inzwischen ist diese Ausrichtung noch aktueller geworden, denn wir berichten auch über unsere 14. deutsch-polnische Studientagung in Danzig „Polens Rolle in Europa“.

Irgendwie schließt sich so der Kreis der beiden Meldungen, die ich am Anfang zitiert habe. Vielleicht muss auch Polen erst im neuen Europa ankommen und vielleicht müssen noch viele Menschen ihre Heimat unfreiwillig verlassen, bis die Menschheit versteht, dass die Welt eigentlich groß genug für alle ist – unabhängig von Religion, Nation, Hautfarbe oder politischer Einstellung.

Lassen Sie uns gemeinsam daran mitwirken, dass dies Verständnis reift – vielleicht gelingt ein kleiner Schritt dazu ja schon beim 61. Gementreffen zu dem ich Sie und Euch alle hiermit noch einmal herzlich einlade – zu einem Dialog zwischen verschiedenen Generationen und Nationen.

Wolfgang Nitschke
stellv. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

Fremde Heimat – vertrautes Exil*

Geistliches Wort

Dieses paradox formulierte Wortpaar befasst sich mit dem Schicksal des Volkes Israel in seiner gesamten Geschichte. „Fremde Heimat – vertrautes Exil“ scheint nicht nur ein zentrales, sondern sogar das einzige Thema der gesamten biblisch-jüdischen Geschichte zu sein. Von der Geschichte des ersten Menschenpaars, das aus dem Paradies-Garten vertrieben wird, über Abraham und Sarah, denen die Heimkehr aus der Fremde ins Land Israel versprochen wird, über das babylonische Exil hin bis zur Gabe der Tora, die Moses in der Wildnis des Sinai ausgehändigt wird, und der von Jesaja erschauten Heimkehr aller Völker ins Bethaus des zukünftigen Jerusalem (Jes 56,6) ist diese dialektische literarische Figur für die gesamte biblische Geschichte von grundlegender Bedeutung. Gleiches gilt für das Thema der Offenbarung; denn der Begriff „Offenbarung“ steht in der hebräischen Sprache etymologisch in engstem Zusammenhang mit „Vertreibung“ und „Exil“. Der zugrunde liegende hebräische Verbalstamm, galah, bedeutet zum einen „aufdecken, entblößen“ sowie „enthüllen, offenbaren“ und zum anderen – was zunächst ganz widersprüchlich erscheint – „auswandern, ins Exil geführt werden“, „vertrieben werden, zerstreut sein, in der Fremde leben, aus der Mitte gerissen sein“. Die hebräischen Worte für „Diaspora, Exil, in der Fremde leben“ sowie für „Offenbarung, Aufdeckung“ beruhen somit auf demselben Wortstamm. Beide Worte sind etymologisch nur zwei Seiten ein und derselben „Geschichte“ – im wörtlichen Sinn.

1920 sagt der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig (1886–1929): „Es ist heut’ keiner, der nicht entfremdet ist.“ Damals meinte er die Entfremdung des Bildungsbürgertums vom „Jüdischen“ als der Mitte des eigenen Lebens. Er zielte (mit der Eröffnung des Frankfurter Lehrhauses) eine andere, wirkliche, tiefere Erinnerung – „Er-Innerung“ – an, eine „Einkehr aus dem Äußern ins Innere“, eine Einkehr, die „zur Heimkehr werden wird und muss“. Rosenzweig weiß um das Sprachgeheimnis, das dem inneren Zusammenhang zwischen „fremd sein“ und der immer währenden Sehnsucht „heim zu kehren“ einerseits wie dem Offenbaren und Darlegen der Hebräischen Bibel in der jüdischen Tradition und „Lehre“ andererseits inne wohnt. Denn „Entfremdung und Heimkehr“ haben eine tiefere Bedeutung, die vom geographischen, politischen wie nationalen Kontext, in dem es zunächst verhandelt wird, unabhängig ist. In der jüdischen Tradition, in den biblischen Schriften sowie in der rabbinischen Überlieferung bis auf den heutigen Tag, taucht das Thema zunächst im kollektiven Sinne unter dem Begriff des Exils, der Diaspora, Galut (hebr.; vgl. Obadia 1,20) auf. Im jüdischen Kontext ist die Rede von der Heimkehr aus der Fremde einerseits und von der Offenbarung der Lehre andererseits Teil derselben Geschichte, derselben Schrift, derselben Überlieferung. Es ist die Schrift, die in jedem Augenblick der Geschichte je neu ausgelegt werden muss; und von der Art und Weise, wie diese Schrift gelesen wird, hängt der Sinn von „Exil und Heimkehr“ ab. Die Frage nach der Schrift ist für das jüdische Volk nie eine bloß theoretische, sondern immer eine Frage auf Leben und Tod. Von der Lesart und der Interpretation der eigenen Geschichte hängt die eigene Existenz ab.

Franz Rosenzweig ist der Ansicht, dass die Bedeutung von „galut“ nicht in erster Linie einen nationalen, politischen oder kollektiven Zustand beschreibt, sondern eine religiöse ist, auf die Nähe oder Ferne zur Schrift rekurriert, zur Tora, zur Tradition, zu Überlieferung und Sprache – letztlich aber zum Mitmenschen und zu Gott. Das göttliche Gebot der Befreiung aus der Sklaverei (Dtn 15,16-18), aus der sozialen Gewalt, der Widerstand gegenüber Hass und Bösem beruht für das Volk Israel auf der Er-Innerung der eigenen Sklaverei: „Erinnert, dass ihr Sklaven in Ägypten wart. … daher will ich euch dieses Gebot auferlegen“ (Dtn 15,15). Die Verlängerung dieser kollektiven Dimension der jüdischen Geschichte ins Heute hinein führt unweigerlich zur gegenwärtigen politischen Situation in Israel/Palästina. Auch hier setzt sich die paradoxe Wechselbeziehung eines zu Hause entfremdet- und verfolgt-Seins mit der Vertrautheit der Situation des exiliert-Seins fort. Ist es nicht wieder das Volk Israel, dessen verzweifelte Verteidigung seiner puren Existenz ihm selbst zur Last gelegt wird, es darum von außen geächtet und moralisch verfolgt wird, selbst im Angesicht des Schicksals der Palästinenser an der Er-Innerung der eigenen Versklavung leidend?

Damit Migration zu Integration führen und dem Weggehen ein Ankommen folgen kann, ist auf der Grundlage des eben Dargestellten aber auch die individuelle Bedeutungsebene zu beleuchten. Befremdendes und Vertrautes gibt es im Leben eines jeden Menschen. Und jeder Mensch kann die geradezu „eschatologische Differenz“, also die Endzeitbezogene Spannung zwischen dem bleibenden „Fremd-Sein“ in dieser Welt und der unerfüllbaren unendlichen Sehnsucht heimzukehren verspüren, heimzukehren zu Gott, anzukommen bei sich und beim Nächsten. Die Nähe oder Ferne zu Gott und seinem offenbar gewordenen Wort – das uns in dieser Welt doch immer auch ein verborgenes bleibt – entscheidet sich in seiner Ver-Innerlichung. Indem es in der einzelnen Person zu sich kommen, erinnert, offenbar werden kann, erlöst es diese aus deren Exil, aus ihrer vielfachen Entfremdung. Vielleicht ist es gerade das Fremde in der „Heimat“ und das Vertraute im „Exil“, das Offenbarung zu vermitteln vermag, ermöglichen Auslegen und Verstehen der Schrift Heimkehr, bei sich Ankommen, beim anderen, letztlich bei Gott.

„An den Wassern Babels“ von Ephraim Moses Lilien, Anf. d. 20. Jh.

Möge uns allen „Gemen“ zur Heimat in der Fremde werden und zum Vertrauten im Exil.

Gertraud u. Michael Heinzmann, München

* So lautete der Titel der 1. Sommer-Universität-München 2005 am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der Ludwig-Maximilians-Universität München.

ASTIR – Was veranlasst Menschen ihre Heimat zu verlassen?

Max Danziger ist Vorsitzender des Vereins ehemaliger Ostpreußen, Westpreußen und Danziger in Israel. Er wurde am 8. März 1921 in Danzig geboren. 1939 floh er vor den Nationalsozialisten nach Palästina und lebt heute in Ramat Gan (Gartenhöhe) bei Tel Aviv. Der Kontakt zwischen den ehemaligen Danzigern in Israel und dem Adalbertus-Werk e.V. entstand bereits 1995. Damals hatten wir versucht, Herrn Danziger zum 49. Gementreffen einzuladen, an dem er dann leider nicht teilnehmen konnte. Im ***adalbertusforum*** *Nr. 3/ 1995 hat Max Danziger aber bereits unter dem Titel „Bewältigte Vergangenheit – Leben und Schicksal eines Danziger Juden" einen Teil seiner Erinnerungen veröffentlicht. Max Danziger wurde von Bundespräsident Johannes Rau mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt, da er sich seit seiner Flucht immer für den deutsch-jüdischen Dialog eingesetzt hat. Kurz vor dem 61. Gementreffen mit dem Thema „Migration – Integration" hat Max Danziger für uns die Erinnerungen an seine Emigration, einen Teil seines persönlichen Schicksals, aufgeschrieben; als ein Beispiel, was Menschen veranlassen kann, ihre Heimat zu verlassen.*

Es fing alles normal an: ich war ein kleiner Junge, ging zur Schule. Dann entdeckten meine Mitschüler, dass ich Jude bin. Da änderte sich das Benehmen der Schüler. Das Gift, das die Nazis in die Jungen herein gegeben hatten begann zu wirken. Ich war plötzlich der verfluchte Jude. Das ging so weit, dass ich auch Schläge bekam. Der Lehrer konnte mir nicht helfen. Was sollte ich machen? Ich musste doch meine Schule weiter besuchen. Die Eltern trösteten mich, sie meinten: „Das geht vorüber. Lerne nur ruhig weiter." Da hörte ich, dass es eine jüdische Jugend-Organisation gab. „Da muss ich auch mal hingehen", dachte ich mir und so kam ich zu dem „Jung Jüdischen Bund". Eine andere Atmosphäre, nette Jungen und Mädchen in meinem Alter. Es gab gemeinsame Abende, Diskussionen und auch Ausflüge. Ich gehörte gleich dazu. Die Zeit lief weiter und man bat mich, eine Gruppe von jüngeren Kindern zu übernehmen, um mit ihnen Spielnachmittage und Heimabende zu veranstalten. Doch wo ging man mit den Kindern hin? Das Risiko bestand, dass sie geschlagen werden. Ach – sagte ich mir – es gibt ja eine Wiese gegenüber dem Polizeipräsidium. Wenn was passiert, bitte ich die Polizisten um Hilfe und tatsächlich ging alles gut.

An den jüdischen Feiertagen machten wir Feiern und auch Theateraufführungen. Es entwickelten sich Freundschaften. Ich war inzwischen schon 12 Jahre alt geworden.

Doch der allgemeine Zustand jüdischer Firmen hatte sich verschlechtert. Mein Vater durfte mit seiner Anwaltskanzlei nur noch jüdische Kunden vertreten. Es gab viele jüdische Hausbesitzer und da die nicht-jüdischen Mieter ihre Miete nicht an Juden zahlen wollten, war mein Vater rund um die Uhr mit Räumungsklagen beschäftigt. Wir wohnten im 1. Stock. An einem Nachmittag klopfte es an der Tür, meine Mutter öffnete, die Treppe war voll mit Uniformierten: mit Dolchen bewaffneten Nazis, die herein wollten. Meine Mutter versuchte die Tür zu schließen. Aber es ging nicht, die Leute schrieen „wir bringen den Juden um".

An dem Tage hatten wir den Maler da und die Möbel waren in der Mitte des Zimmers zusammengerückt, es brannte nur eine Lampe. Der Vater stand hinter den Möbeln. Ich sah, wie er eine Flasche, die auf dem Tisch stand, ergriff. Er zertrümmerte die einzige Birne die den Raum erleuchtete – plötzliche Dunkelheit. Die Kerle zogen ihre Dolche und stachen im Dunkeln herum und trafen sich auch gegenseitig. Meine Mutter verschaffte sich einen Durchgang die Treppe herunter, um Hilfe zu holen. Ich wollte auch Hilfe holen und sprang vom 1. Stock aus dem Fenster auf die Straße. Und schrie „Hilfe Polizei". Die Polizei kam und auch eine Ambulanz. Wir wurden alle zusammen in das Polizeiauto und den Krankenwagen gepackt. Vater hatte zwei Wunden am Hinterkopf und auch die Angreifer hatten blutende Wunden. So kamen wir alle in ein Krankenhaus. Die Wunden wurden verbunden und die Polizisten schrieben einen Rapport und stellten Fragen. Wer hat wen angegriffen? Wer hatte den Dolch? Nach einiger Zeit konnten wir das Hospital verlassen. Die Nazis schrieen noch „wir werden dich noch packen, verfluchter Jude".

Gut, dass dieser schreckliche Abend vorbei war. Vater legte sich hin, Mutter bereitete das Abendessen vor. Wir hofften, dass nie wieder so etwas passiert.

Mir fiel ein, dass wir im Jugendbund eine Kinderoper mit dem Titel „Die Reise um die Erde" vorbereiten wollten. Alle hatten dafür gestimmt, dass ich die Hauptrolle bekomme. Zusammen mit meinem Freund Hans

Das Foto aus dem Jahre 1906 zeigt die nach der Vereinigung der Danziger jüdischen Gemeinden in den Jahren 1885 bis 1887 neben der Eckbastei errichtete Große Synagoge. Der letzte Gottesdienst fand in der Synagoge am 15. April 1939 statt.

Boss. Wir bekamen das Textbuch; da war viel zu lernen: Die Oper beginnt, dass die Kinder sich im Hof eines Hauses treffen und beschließen, wir nehmen einen Roller, fahren zum Bürgermeister, der uns erlaubt die Reise zu machen. Ein Orchester wird zusammengestellt, alles aus Kindern mit ihren Instrumenten. Dann geht es los. Wir fahren nach Russland, China, Japan, Samoa, zu den Indianern, nach Palästina zu den Chaluzum, nach Grönland und in den afrikanischen Urwald. Und kommen zurück auf den Hof des Hauses.

Wir hatten auch die passende Verkleidung. Das wurde eine große Sache. Die jüdische Gemeinde hatte die Partnerschaft für die Oper übernommen, für uns das Kaiser-Wilhelm-Schützenhaus gemietet und auch die Reklame und die Eintrittskarten vorbereitet. (Nie hätte ich geglaubt, dass ich mal im Leben in diese Länder komme. Aber das Leben ist seltsam, ich bin überall dort gewesen.) Der Saal war voll, großer Applaus, wir beschlossen, dass wir noch eine andere Oper aufführen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Das Kaiser-Wilhelm-Schützenhaus wurde nicht mehr an Juden vermietet. Aus der Traum.

Inzwischen hatte ich die Volksschule beendet. Juden wurden nicht mehr auf öffentlichen Gymnasien zugelassen. Die Eltern suchten für ihre Kinder Lehrstellen. Es gab noch christliche Meister, die bereit waren, jüdische Lehrlinge einzustellen. So fanden wir auch für mich eine Lehrstelle. Autopolsterung, Polsterei und Dekoration. Der Beruf hat mich das ganze Leben begleitet. Und es war wunderbar. Eines Tages war auch die Lehre zu Ende. Die Berufsvereinigung wandte sich an meinen Lehrmeister nach dreieinhalb Jahren. Er sollte den jüdischen Lehrling entlassen. Der Meister bestand darauf, dass ich vorher zur Gesellenprüfung zugelassen werde. Die Innung war einverstanden. Der Meister sagte mir, bereite dich auf die Prüfung vor. Lerne so viel wie möglich. So besorgte ich mir Fachbücher und Geschichtsbücher. Und begann zu studieren. Wie webt man Stoffe, wie gerbt man Leder, wie stark müssen die Federn in Sofas und Sesseln sein. Historische Bücher: Wann war das 1. Deutsche Reich, das 2. Reich. Wann kam Hitler an die Macht usw. Ich lernte viele Stunden. Dann kam der Tag der Gesellenprüfung. Das war im Haus der Innung. Zehn Junge Leute, alle in Nazi-Uniform, nur ich im grauen Anzug mit Krawatte, saßen im Wartesaal. Die Namen wurden aufgerufen und einer nach dem anderen ging zur Prüfung. Das ging schnell, jeder kam schnell mit der Gesellen-Urkunde heraus.

Ich wartete und als Letzter wurde ich aufgerufen. Die Prüfungsmeister saßen an einem Tisch, oben in der Mitte der Obermeister. Ich begrüßte alle mit „Guten Tag“, alle antworteten mit „Heil Hitler“. Ich setzte mich hin und die Fragen wurden gestellt. Wenn ich nicht soviel gelernt hätte, hätte ich nicht alle Fragen beantworten können. Die Prüfer flüsterten sich zu, der Junge ist ja wie ein Professor, er weiß alles. Dann kam die Fangfrage: „Wann begann das 3. Reich?“ Ich wusste das Datum. Fangfrage: „Wie lange wird das 3. Reich bestehen?“ Ich antwortete: „Das 3. Reich wird immer bestehen, sicher wenigsten 1000 Jahre.“ Die Meister klatschten die Hände, der Obermeister redete mich jetzt mit „Sie“ an. „Sie haben die Prüfung bestanden. Warten Sie draußen, Sie bekommen gleich die Gesellen-Urkunde.“

Ich war sehr erfreut, die Urkunde habe ich noch heute. Niemals hat jemand danach gefragt. Ich habe in Israel ein eigenes Meister-Diplom bekommen.

Schüler der Danziger Rosenbaum-Schule bei einer Theateraufführung.

Ich erinnere mich noch gut: Der Lehrmeister musste mich jetzt entlassen. Also nahmen wir Abschied. Ich saß danach oft am Fenster, das zur Straße führte und las.

Bald hatte meine Mutter eine Erkältung. Der Arzt gab ein Rezept und bat meinen Vater, bald die Medizin zu holen. Mein Vater machte sich auf den Weg, er sah mich am Fenster sitzen und winkte mir zu. Ich winkte auch. Dann vergingen Stunden. ‚Warum bleibt der Vater so lange?’ Dann fuhr ein Polizeiauto vor, es klingelte, ich öffnete. Der Polizist fragte: „Bin ich hier bei Familie Danziger?“ Er sagt: „Bitte kommen Sie mit, wir haben ihren Vater tot in der Apotheke gefunden.“

Wir fuhren ins Leichenschauhaus zur Identifizierung. Ich weckte meine Mutter, die sich schnell anzog und wie fuhren mit dem Polizeiauto mit. Das Leichenschauhaus ist ein schrecklicher Ort. Die Verstorbenen wurden in Schubladen aufbewahrt. Eine Schublade wurde für uns geöffnet. Es stimmte, das ist der Vater. Meine Mutter weinte, ich musste eine Urkunde unterschreiben. Und traurig und erschüttert verließen wir das Haus. Die Nazis hatten ihre Drohung wahr gemacht. Die Polizisten fuhren uns noch nach Hause. Was war jetzt zu tun? Wir telefonierten die Jüdische Gemeinde an. Wir mussten einen Beerdigungstermin haben, eine Anzeige im Gemeinde-Blatt aufgeben. Ich musste auch meine Freunde benachrichtigen. Am nächsten Tag zur Beerdigung stellte uns die Familie Anker ihr Auto mit Chauffeur zur Verfügung. Gute Freunde halfen uns über die schweren Stunden zu kommen. Nach einer Woche mussten wir uns überlegen, was wir jetzt machen. Die Wohnung mussten wir verlassen, fanden in einem Haus, das einem Juden gehörte als Untermieter ein Zimmer. Das Zimmer war sehr geräumig. So hatten wir Platz für die Möbel, die wir mitnahmen.

Mein Freund Hans hatte inzwischen die Tischlerlehre beendet. Viele Juden wollten auswandern, dazu brauchen sie Kisten. Die wollten wir anfertigen. Da unser Zimmer sehr groß war, arbeiteten wir dort. Unter unserem Zimmer im Parterre war ein Weinkeller, der nur am Abend benutzt wurde, so dass es nicht auffiel, wenn wir am Nachmittag klopften. Wir erzählten im Jugendbund, dass es möglich sei, bei uns Transportkisten zu bestellen. Wir bestellten uns das Holz nach Maß, bauten alles zusammen, schlugen die Kisten innen mit Dachpappe aus, damit der Inhalt nicht nass wurde. Das Geschäft lief ganz gut. Inzwischen hatte sich herumgesprochen, dass ich mich auf Pols-

termöbel verstehe. Bekannte fragten an, ob ich, bevor sie abreisten, ihre Polstermöbel beziehen könne? Es war klar, dass jeder in den Möbeln Wertsachen verstecken mochte. Diese konnte man ja keinem Fremden anvertrauen. Das brachte Geld ein, dennoch nicht zu vergessen, wir wollten ja auswandern. Es gab kein Land, das uns Visa geben wollte. Aber ich fand heraus, dass Kolumbien Fachleute, die spanisch sprechen, aufnimmt. Ging zum Konsulat, sagte, dass ich ausgelernter Handwerker sei, aber noch nicht spanisch spräche. Der Beamte sagt: „Kein Problem, wir haben Spanisch-Kurse, schreiben Sie sich schon ein und bringen Sie ihren Pass und auch den ihrer Mutter. Wir schicken die Pässe nach Paris und beantragen Visa. Die ganze Angelegenheit wird ca. drei Monate dauern." Ich war einverstanden. Beim nächsten Spanisch-Kurs war ich schon dabei. Nachdem ich Harry Cohn, einen „Englisch Lehrer" kennen gelernt hatte, meldete ich mich auch bei ihm zum Unterricht an. Ich war jetzt sehr beschäftigt. Die Kisten und die Polsterarbeit mussten gemacht werden. Da wir Geld brauchten, musste ich fleißig arbeiten. Auch die Sprachkurse nahmen Zeit in Anspruch.

Die große Synagoge Danzigs wurde zwangsverkauft und das Geld sollte zur Auswanderung der Juden aus Danzig benutzt werden. In Deutschland wurden Synagogen in Brand gesteckt. Aber in Danzig war die Synagoge auf der Rückseite des Hofes der Feuerwehr. Hätte die Synagoge gebrannt, dann auch die Feuerwehr. Es wurde bekannt, dass die jüdische Gemeinde einen illegalen Transport nach Palästina plante. Ich fragte meine Mutter: „Vielleicht gehen wir da mit, anstelle von Kolumbien?" Meine Mutter sagte: „Du bist jetzt der Mann und triffst die Entscheidungen." O.K., ich ging zur kolumbianischen Botschaft und bat, die Pässe aus Paris zurück zu bestellen. Das ging ohne Schwierigkeiten.

Wir bekamen die Pässe und ich meldete uns bei der jüdischen Gemeinde an. Dort sagte man mir: „Bringen Sie 200 Danziger Gulden mit und sie fahren in zwei Monaten." So viel besaßen wir aber nicht, obwohl wir so viele Sachen wie möglich verkauft hatten. Ich verkaufte auch mein Fahrrad, das ich brauchte wenn ich zur Arbeit fuhr. Ich kaufte ein altes Fahrrad in sehr schlechtem Zustand. Zu teuer, aber was sollte ich machen, ich wollte ja weiter arbeiten. Mein Freund Hans Lachmann bat uns für seine Familie drei Transportkisten zu machen. Sie wollten auch mitfahren, da auch die Schwester in Palästina war. Ich hatte eine feste Arbeit gefunden. In der Karton-Fabrik von Herrn Baumgart wurde ein Mitarbeiter gesucht. Wie lange, ist fraglich, aber nicht wichtig, denn wir brauchten Geld. Inzwischen ist auch meine Bitte an die Bank, ausländisches Geld zu kaufen zu können beantwortet worden. Ich ging und kaufte 8 englische Pfund. Das Geld sandte ich postlagernd an die Centralbank nach Tel-Aviv. Wir waren also bereit, aber ich hatte nicht genug Geld für die Reise. Ich fragte die Eltern der Jugendbund-Kinder, ob sie bereit wären, uns etwas Geld zur Reise dazuzugeben? Und, oh Wunder, die meisten waren bereit. Überwiesen Geld für uns an die jüdische Gemeinde.

In der kommenden Woche sollte es losgehen, wir bekamen eine Mitteilung, dass die Reise aufgeschoben sei und auch nicht genug Platz für alle. Wer war bereit, bis zu dem nächsten Transport zu warten? Ich sagte meiner Mutter, wir führen auf jeden Fall. Heute weiß ich, dass dieser Entschluss uns gerettet hat.

Die Familie Lachmann wollte warten, sie bat uns, ein Telegramm zu senden, wie die

Toravorhang, Danzig 1795, aus dem Schatz der Danziger Großen Synagoge.

Reise gewesen sei ,wenn wir nach zwei Wochen angekommen wären. Wir hatten ein Problem: Die Polizei kontrollierte, ob die Leute, die Geld von der Bank gekauft hatten, dieses noch besaßen oder schwarz verkauft hatten. Aber unser Geld war nach Tel-Aviv abgeschickt worden. Also überlegten wir, wo wir uns verstecken könnten? Meine Mutter sagte: „Ich habe eine alte Kusine, die wohnt in einer kleinen Wohnung. Vielleicht können wir uns mit unserem Reise-Gepäck dort verstecken. Die frühere Wohnung lassen wir stehen, wie sie war." Es gab keine Schwierigkeiten. Die Tante hatte nur ein Bett, da schlief sie zusammen mit meiner Mutter. Ich legte mir Decken auf die Erde und schlief auf der Erde. Ich wollte noch mein Fahrrad verkaufen. Ich fuhr zur Werkstatt von Herrn Bersuch, der früher mit uns zusammen bei meinem Meister gearbeitet hatte. Sagte ihm, dass ich das Fahrrad verkaufen will. Er sagte: „Frage mal den Lackierer, der hier im selben Haus arbeitet." Für einen niedrigen Preis war er bereit, das Rad zu nehmen, aber er wollte jetzt 10 Gulden zahlen und die restlichen 10 Gulden in drei Tagen. Ich war einverstanden. Als ich nach drei Tagen wieder kam, jagte er mich vom Hof und schrie „Den verdammten Juden gebe ich gar nichts" und wollte mich schlagen. Herr Bersuch konnte mir nicht helfen, so machte ich mich aus dem Staub.

Ich ging nach Hause. Meine Mutter sagte mir: „Wir haben eine Nachricht von der Gemeinde. Wir werden übermorgen abfahren, dazu müssen wir um 4 Uhr früh mit unserem Gepäck auf dem Hof des Zollamtes Schäferei sein." Unser Gepäck war nicht groß. Ich hatte einen Rucksack, einen so genannten Affen, mit vielen Taschen. Mit Riemen war ein Decke aufgeschnallt und ein Brotbeutel umgehängt. Für meine Mutter hatte ich einen großen Rucksack genäht. Das war unser ganzes Gepäck. Ich hatte eine Kiste durch eine Transport-Firma abgeschickt, mit einigen Kleidern und Werkzeugen, die ich eventuell zu meinen ersten Arbeiten in Palästina gebrauchen würde.

Wir waren zur Zeit da. Gestapo-Beamte in Ledermänteln waren auf dem Platz, wir mussten uns in fünf Reihen aufstellen. Die Namenslisten der Anwesenden wurden vorgelesen, die Pässe kontrolliert und auch das Gepäck. Das alles nahm längere Zeit in Anspruch. Um 8 Uhr kamen Autobusse, die uns zum Bahnhof nach Marienburg bringen sollten. Es sprach sich herum, dass der englische Generalkonsul in Begleitung und ein Reporter, der aus England kam, auch in der Menge waren. Es wurde uns klar, dass die Engländer einiges unternehmen würden, um die illegale Einwanderung nach Palästina zu

stören. Der Reporter hatte keine Aufenthaltserlaubnis und wurde von der Polizei abgeführt. Es gab Tee und wir bestiegen die Wagons. Es gab Abteilungen für sechs Personen zusammen. Ich hatte einen Platz im Abteil zusammen mit meiner Mutter. Wir hatten von meiner Tante ein paar geschmierte Brote mitbekommen, die wir mit den anderen Leuten teilten. Die Bahn setzte sich in Bewegung, ich war sehr müde und schlief bald ein. Nach zwei Stunden, wir machten gerade einen Halt in Wien, wachte ich auf. Ich eilte zum Fenster, denn ich wollte den Stefans-Dom mit den Türmen sehen. Leider war nebeliges Wetter und man sah die Umgebung nur verschwommen. Aber es gab eine Überraschung, die Jüdische Gemeinde von Wien hatte auf dem Bahnsteig große Kessel mit Erbsensuppe und Würstchen aufstellen lassen. Wir durften nicht aussteigen, konnten aber die Fenster öffnen und unser Essgeschirr heraus reichen. Jeder bekam eine Portion Essen in das Essgeschirr. Die Würstchen waren prima, aber die Erbsen in der Suppe waren leider hart, denn die netten Leute hatten nicht genug Zeit zum Kochen.

Die Synagogen-Gemeinde in Danzig hatte, damit alles gut geht, zwei Personen mitgeschickt, Herrn Tal und Herrn Kaminer, um notfalls den Transport umzuleiten, falls Schwierigkeiten auftreten sollten, und den Herren auch für alle Fälle einen plombierten Geldbeutel mit Inhalt 2.000 Gulden mitgegeben.

Der Zug setzte sich nach einer Pause in Bewegung, wir sollten nach Constanza fahren und dort das wartende Schiff besteigen. Das ist eine lange Fahrt. Es dunkelte schon und ich war müde. Um ein bisschen Luft zu schnappen, öffnete ich das Fenster im Gang und sah heraus, die Mitreisenden hatten anscheinend die harten Erbsen, die wir nicht essen konnten, zum Fenster ausgeschüttet. In der Kurve sah ich, der ganze Zug war mit grünen Erbsen beklebt, der Wind hatte anscheinend die ausgeschütteten Erbsen an die Wände der Bahn geklebt. Ich wollte schlafen, aber die Sitzbänke waren hart und neben mir saßen noch die anderen Leute. Also versuchte ich, ins Gepäcknetz zu klettern, aber das war zu eng. So legte ich mich schließlich auf den Boden, deckte mir meine Decke herüber. Sagte den Mitreisenden: „Stellt ruhig die Füße auf meine Zudecke." Das machten die Leute auch vorsichtig Und schon war ich eingeschlafen. Ich erwachte erst, als der Zug stehen blieb.

Wir waren in Constanza. Hier erwartete uns eine nette Überraschung. Vom rumänischen jüdischen Hilfsdienst wurden wir empfangen und bestens bewirtet. Das tat uns gut, denn wir waren schon ziemlich hungrig geworden. Unsere Stimmung war sehr gut. Später, als wir nach Monaten in Palästina ankamen, sandten wir viele Dankbriefe nach Constanza und Wien.

Zunächst konnten wir das griechische Schiff „Astir", das keinen so guten Eindruck machte, nicht besteigen. Der Kapitän machte uns darauf aufmerksam, dass sich vor dem Schiff zwei Leute herumdrücken, die den Kapitän ausgefragt hatten, mit wem er fährt, wohin und so weiter. Der Kapitän befürchtete, dass es englische Spione seien. Ich sprach einen der Männer auf Englisch an, sie sagten, dass sie hier an der schönen Donau nur spazieren gehen. Die Reiseleitung war in Sorge und beschloss, den Zug sofort zum Hafen von Galatz und auch das Schiff Astir nach dort hin zu überführen. Aber die Eisenbahner lehnten die Weiterfahrt nach Galatz ab, sie sagten, dass die Lokomotive angeblich nicht genug Kohlen habe. Jetzt zeigte sich, wie wichtig es war, dass wir Reserve-Geld hatten. Nach langem Feilschen glückte es der Reiseleitung nach Bezahlung der passenden Summe die Eisenbahner dazu zu bringen, mit dem Zug nach Galatz zu fahren. Auch der Kapitän ließ sich für die Umleitung des

Das Danziger Kaufhaus Israelski in der Breitgasse.

Schiffes Extra-Geld bezahlen. Und Schweigegeld noch zusätzlich, damit er nicht der Schiffsgesellschaft die Änderung mitteilte. Es wurde verabredet, dass das Schiff direkt von Galatz nach Haifa fährt und auf den Strand aufläuft, Notsignal setzt und alle Leute von dem Schiff herunter geholt werden. Es kam jedoch anders als wir gedacht hatten.

Als wir in Galatz ankamen kam noch ein Transport rumänischer Juden dazu. Die sofort die Leitung übernahmen. Wir konnten nichts dagegen machen, denn die Rumänen waren gut organisiert. Wir hatten ja ein Ziel: nach Palästina zu kommen und nicht zu kämpfen. Wir hofften, dass alles am Ende gut geht.

Das Schiff war so eingeteilt, dass die Laderäume vorne für die Männer und die am Ende für die Frauen waren. Es waren Holzregale gebaut, drei Stock hoch. Es gab Leitern, um herauf zu kommen. Es lagen Strohballen auf jedem Regal, die jeder öffnen musste. Das war Stroh für die Unterlage, auf der man zum Schlafen lag. Wer Bettbezüge mithatte, musste nicht auf dem Stroh liegen. An den Seiten der Regale waren elektrische Kabel, an denen Birnen hingen zur Beleuchtung.

Im Maschinenraum war ein Generator, der den Strom für die Beleuchtung liefern sollte. Aber nach zwei Tagen versagte der Generator und es wurde dunkel. Die Matrosen hingen Stalllaternen und Primus-Laternen an die Kabel. An das schwache Licht gewöhnte man sich bald. Um in den Laderaum, in dem wir uns befanden zu kommen, musste man vom Deck eine steile Holztreppe herunter steigen. Zum Waschen wurde grüne Seife, die man für Salzwasser benutzen konnte, verteilt. Die Toiletten waren kleine Häuser auf dem Deck mit fünf Türen. Wenn man diese öffnete, sah man ein langes Brett auf das man kletterte und sich hinhockte, rechts und links sah man die andern Leute, die auch die Toilette benutzten. Der Abfall und Urin fielen in eine Rinne und von dort floss alles durch ein Loch in der Schiffswand ins Meer. Für die Reinigung sorgten die Matrosen, die jeden Tag mit Schläuchen Seewasser in die Toiletten spritzten. Für die Frauen war dieselbe Sache auf dem Hinterdeck.

Jetzt zur Verpflegung: Die Rumänen übernahmen die Küche und auch Lager des Vorräte. Gekocht wurde auf dem Hinterdeck mit großen Kesseln, die auf Gestellen mit drei Beinen standen. Wasser war im Schiffslager, zum Kochen und für Tee zum Frühstück. Um Essen zu bekommen, musste man sich in einer Reihe anstellen. Die jungen Leute aus Danzig wurden Sanitäter und

Schmähende Plakate an der Großen Synagoge vor dem Abbruch, 1939.

machten die Nachtwache, wir bekamen zur Erkennung weiße Armbinden, es gab Zeiten, zu denen man sich frei bewegen konnte. Die Sanitäter hatten jederzeit freie Bewegung. Das war gut, so konnte ich jederzeit zu meiner Mutter kommen. Zur täglichen Wäsche stellten sich immer zwei Männer mit dem Rücken zu einander auf das Deck. Mit einem Eimer aus dem Meer wurde Wasser geschöpft und über die zwei Leute gegossen. Man seifte sich ein und mit dem nächsten vollen Eimer wurden die beiden zum Abspülen übergossen. Man nannte das Doppeladler.

Für gute Stimmung sorgte Gerhart Rabow der sein Akkordeon mitgebracht hatte und täglich Musik machte, und wir sangen auch bekannte Lieder. Jede Nacht hatte ich Wache zusammen mit noch einem anderen Sanitäter. Während der Fahrt wurden viele Frauen seekrank, gegen Erbrechen gaben wir ihnen Zitronen-Stücke. Das hat soweit meistens geholfen. Da das Schiff stark schaukelte, mussten wir den Frauen auch helfen, die steile Treppe herauf zu kommen, wenn sie auf die Toilette gehen wollten. Gegenüber unserer Sitzbank hing eine Lampe, die mit Benzin gefüllt und aufgepumpt wurde, um zu leuchten.

Daraus entstand ein Unglück: Der Behälter der Lampe tropfte und die Tropfen entzündeten sich sofort. Wir erkannten, dass sich daraus ein Brand entwickeln könnte. Ich raste die Treppe herauf, um dem Kapitän dieses zu melden. Aber bis wir mit Wasser-Eimern zurück waren, war die Lampe explodiert und es brannte überall. Sofort brachten wir Schläuche, spritzten Wasser auf den Brand, es gelang uns auch das Feuer zu löschen. Aber einige Frauen hatten Verbrennungen. Die Frauen schleppten wir in die Kapitänskajüte, damit die Ärzte ihnen Bandagen anlegen, sie mit Öl einreiben und das Nötige machen konnten. Schließlich wollte ich nach meiner Mutter sehen, aber ich konnte sie nicht finden. In Panik suchte ich das ganze Oberdeck ab, ging am Ende in eine kleine Kajüte eines Matrosen. Da saß sie, beide Arme in Bandagen. Da sie in der Nähe der brennenden Lampe ihr Bettlager hatte, war das brennende Benzin auf ihre Arme gespritzt und hatte ihr Verbrennungen zugefügt. Zum Glück fühlte sie sich soweit gut. Wir hatten in den nächsten Tagen viel Arbeit: Bandagen wechseln, schmerzstillende Tabletten verteilen. Zum Glück reisten zwei Ärzte aus Danzig mit uns, Dr. Hirsch und Dr. Witkowaki, die großartig Tag und Nacht arbeiteten. Wir Sanitäter hätten gar nicht alle versorgen können. Nach tagelanger Fahrt glaubten wir: bald sind wir da. Aber an der Grenze der palästinensischen Hoheitsgewässer tauchte plötzlich ein englischer Kreuzer auf und zwang das Schiff zur Umkehr. Das Schiff drehte und fuhr in Richtung Griechenland, unser Proviant und das Frischwasser gingen schon zu Ende. Auch in Griechenland wurde dem Schiff untersagt, einen Hafen anzulaufen, da die Passagiere keine gültigen Einreisepapiere hatten. Also ergänzte man den Proviant auf hoher See.

Was gab es eigentlich zu essen? Jeden Abend gab es zum harten Schiffsbrot zwei Sardinen, jeden zweiten Tag noch ein hart gekochtes Ei und zu jeder Mahlzeit bekamen wir Tee, der auch mal zur Hälfte mit Seewasser gekocht war oder der Rauch des Feuers schlug ins Wasser. In jedem Fall schmeckte er sehr schlecht. Aber Besseres gab es eben nicht.

Nach dem Brand wurden die Bretter, die das Hinterdeck zudeckten, zunächst zum Lüften geöffnet. Als diese wieder heraufgelegt worden waren, lag ein Brett anscheinend nicht richtig. Bei einer starken Welle stürzte es dann in den Frauen-Raum, fiel mit der Kante einer Frau auf das Bein, die schrecklich schrie und nicht mehr aufstehen konnte. Ihr Bein hing herunter, denn es war an zwei Stellen gebrochen. Wir legten die Frau flach hin und holten gleich den Arzt. Der beschloss mit Leisten das Bein zu schienen und gab der Frau noch eine Beruhigungsspritze. Es war eine große Aufregung für uns. Wir hörten, dass die Maschinen anfingen zu laufen. Wir machten uns anscheinend wieder auf den Weg nach Palästina. Es kam ein Sturm auf und das Schiff begann stark zu schaukeln. Dadurch bekamen wir wieder viel Arbeit, denn es wurden viele seekrank. Der Kapitän wollte erneut Handgeld, damit er das Schiff nach Haifa steuerte. Das bekam er auch. Kaum war das Schiff in der Nähe der Hoheitsgrenze, tauchte wieder ein britischer Kreuzer auf. Wir mussten stoppen, die Engländer kamen an Bord. Nach Unterredung mit dem Kapitän musste das Schiff dem Kreuzer folgen. So kamen wir in die Nähe von Haifa. Wir konnten die Stadt sehen und mussten ca. einen Kilometer entfernt ankern. Die Stimmung war schlecht. Was würde jetzt kommen? Seit Tagen hatten wir einen Schwerkranken auf dem Schiff. Er war an Ruhr erkrankt, da die Krankheit sehr ansteckend ist, hatten wir eine Isolationsstation eröffnet. Auf der Schiffspitze haben wir eine Hütte aufgestellt und daneben eine separate Toilette. In der Hütte musste der Kranke schlafen, und zur Toilette führten wir ihn, da er schon so geschwächt war, dass er nicht alleine zur Toilette gehen konnte. Als der Kreuzer uns anhielt, hatte ich gerade auf der Krankenstation Dienst. Die Engländer verlangten, dass ich die Station verlasse. Es gab

Die Demontage der Großen Synagoge, 1939.

keine Wahl, ich erklärte dem Soldaten die Situation, wusch mir die Hände mit Desinfektionsmittel und ging wieder herunter auf meinen Platz im Laderaum des Schiffes. Dort traf ich schon alle Mitreisenden, denn das Schiffsdeck musste geräumt werden. Als wir vor der Küste ankerten, kam ein Sanitätsschiff und der Kranke, die Frau mit dem gebrochenen Bein und zwei schwangere Frauen wurden auf das Schiff überführt. Es kamen noch einige Schiffe, die unser Schiff bewachten. Danach erhielten wir die Erlaubnis, an Deck zu gehen. Ein Vertreter der Gemeinde kam an Bord, um uns zu fragen, was wir brauchen. Es war gerade vier Tage vor Pessach, wir bekamen nach dem Besuch Kisten mit Orangen und Matzot an Bord. Die Orangen wurden gleich verteilt. Ich stand an Deck, neben mir der dicke Herr Weinberg. Er sagte: „Die Orangen fressen wir gleich." Er zog sein Taschenmesser und begann die Orange zu schälen. In Danzig hatte er ein Kaffeehaus in der Pfefferstatt-Straße. Als Partnerin eine Frau, die keine Jüdin war. Als er die Orange geschält hatte, hatte er noch das Taschenmesser in der Hand. Da er verwirrt war, hatte er in der einen Hand die Orange und in der anderen das Messer. Er schmiss das Taschenmesser ins Meer. So verwirrt war er, dann weinte er laut und stammelte: „Das Messer hat mir mein Mädchen zum Abschied geschenkt, was habe ich nur gemacht." Ich versuchte ihn zu trösten, was aber wenig Erfolg hatte. Jetzt kamen auch die rumänischen Reisenden und trieben uns vom Deck. Wir wollten uns nicht herumschlagen und gingen.

Sogenannte illegale Einwanderer, die am 22. 8. 1939 von der S.S. Patira aus an den Strand von Tel Aviv gebracht wurden.

Man sagte, die Leute hätten zwei Spione aus Danzig entdeckt. Es gab wirklich zwei Männer, die in einer Kabine neben dem Kapitän wohnten und die wir nicht aus Danzig kannten. Jetzt waren es vier Tage, die wir in Haifa geankert hatten. Die Engländer gaben Befehl den Anker zu heben und nach Griechenland zurück zu fahren. Wir waren alle traurig, aber nahmen uns vor, wieder einen Versuch zu machen, nach Palästina zu kommen. Das Schiff der Engländer begleitete uns eine gewisse Zeit. Dann fuhren wir alleine weiter. Ab und zu überflog uns ein englisches Flugzeug. um zu kontrollieren, ob wir weiter fahren. Es gab Abendessen, wir begaben uns zur Ruhe. Sanitäter gingen zur Wache. Am nächsten Tag brachen die Rumänen die Tür zu Kabine der zwei so genannten Spione auf und holten diese heraus zur Vernehmung. Diese wollten keine Antworten geben, also holte man Stricke, band jeden der zwei Männer an den Mast und zog diese an den Handgelenken hoch, dass sie nur noch den Boden mit den Zehen berührten. Diese schrieen, aber die rumänischen Wächter schlugen sie mit Stöcken. Nach ca. zwei Stunden Hängen waren sie bereit auf alle Fragen zu antworten. Da kam auch heraus, dass sie von den Engländern eingeschleust worden waren, um diese über unsern Weg zu informieren, und auch der Kapitän war bei den Verschwörern und erhielt Geld.

Die Rumänen nahmen uns die Pässe ab, damit, falls uns die Engländer noch mal packen, es keine Möglichkeit gab, uns zurück zu schicken. Die rumänische Kommandantur schikanierte uns. Am 1. Mai kam es zu offener Empörung, als wir im Hafen Laurion waren. Die griechische Polizei griff ein und verhaftete den rumänischen Kommandanten und unsere Ärzte Dr. Hirsch und Dr. Witkowski. Am 3. Mai wurden alle entlassen. Herr Tal aus Danzig kam zu uns aufs Schiff um uns zu beruhigen. Dann ging die Fahrt weiter nach der Insel Kea, wo wir auch am 13. Mai im inneren Hafen ankerten. Wir trafen noch zwei weitere iIlegale Schiffe, die dort ankerten. Die Ärzte und die Anführer der Schiffe kamen zu uns an Bord, um uns zu fragen, ob wir irgendwelche Hilfe benötigen. Das Essen war inzwischen knapp geworden. Am 11. Juni traten wir in einen Hungerstreik. Die jüdische Gemeinde von Athen hatte davon erfahren und der Vorsitzende der Gemeinde kam zu uns. Er sorgte dafür, dass wir Essen und Wasser geliefert bekamen. Er besorgte auch zwei Fischerboote, die an unser Schiff angebunden wurden und zur Landung benutzt werden sollten. Wir schickten einige Leute auf die Boote, um diese zu sichern. Dieser Dienst wechselte täglich.

Am 17. Juni fuhren wir endlich ab. Nachdem sich heraus stellte, dass der Motor des einen Fischerboots defekt war, fuhren wir zur Reparatur nach Kreta in den Hafen. In Kreta wurde noch der Kapitän ausgewechselt. Am 24. Juni war die Reparatur fertig und wir machten uns auf den Weg nach Palästina. Die Kommandantur forderte von den Leuten: „Die Koffer werden nicht mitgenommen." Nur Rucksäcke, da kam meine große Stunde. Ich hatte Werkzeug. Wer bezahlen konnte, dem machte ich einen Rucksack. Die Währung war: Ein Rucksack für drei Eier oder Sardinen.

Ich schnitt aus der Zudecke des Eingangs, Stücke heraus und nähte Rucksäcke. Die Gurte machte ich aus den Stricken, mit denen die Deckplanken angebunden waren. Die Eier teilte ich mit meiner Mutter. Wer nicht zahlen konnte, musste dann seine Koffer auf den Rücken binden. Wir hatten noch einen großen Sturm, ich hatte zum Glück meine Wache auf dem Fischerboot beendet. Die zwei Boote waren weiter an unserem Schiff angebunden. Dann kam die Nacht und in der Frühe als wir nach den Booten sehen wollten, hing ein Strick vom Schiff herunter in das Wasser. Ein Boot war in der Nacht untergegangen, zum Glück war um die Zeit niemand auf dem Boot gewesen. So mussten wir bei der Landung eben alle 700 Personen auf das eine Boot bringen.

Flüchtlingskinder bei ihrer Ankunft im Hafen von Tel Aviv im April 1948, die zunächst von den Briten in Zypern festgehalten worden waren.

27. Juni, 6 Uhr früh. Die Kommandantur schrie: „Alle fertig machen zum Übersteigen auf das Boot." Die rumänischen Ordner standen auf dem Boot mit Knüppeln bewaffnet und trieben alle, die an Bord kamen, durch die schmale Öffnung nach unten unter Deck. Wir lagen wie die Heringe eingesperrt

in dem flachen Schiffsraum. Kein Licht, wenig Luft. Alle wollten zurück nach oben. Die Ordner schlugen brutal auf die Leute ein, die heraus drängten. So blieben wir eben unten. Die Astir zog uns noch ein Stückchen weiter, machte dann die Stricke los. Und wir warfen den Motor an, um auf die Küste zu zu fahren. Der Motor war altmodisch: Ein großer Zylinder, der mit einer Gasflasche angeheizt wurde, und sowie er heiß war, mussten zwei Mann eine Kurbel drehen, dass der Motor zum Laufen kam. Der Motor lief am Anfang ganz gut, dann gab es einen Knall und der Motor blieb stehen. Wir versuchten, den Motor wieder zum Laufen zu bringen, aber es ging nicht. Ein Motorenfachmann, der auch mit uns unten war, schrie: „Lasst mich nach oben, ich bin Fachmann und werde den Motor wieder zum Laufen bringen." Er kletterte nach oben, schraubte mit einem großen Schlüssel den Kopf vom Motor ab. Der Kolben war total verrußt, den Ruß kratzte er ab, ölte die Antriebswelle und schraubte den Kopf wieder auf. Jetzt kam die Probe. Wir heizten den Motor wieder an und versuchten, ihn wieder anzukurbeln. Der Motor lief zwei Minuten und blieb wieder stehen. Der brave Mann versuchte dieselbe Sache noch mal, aber es war nichts zu machen.

Wir zogen die Segel hoch, aber das Boot rührte sich, da Windstille war, nicht von der Stelle. Es machte sich Panik breit: Was würde es weiter gehen? Es wurde beschlossen, dass alle Leute auf das Oberdeck an die frische Luft kommen sollen. Aber das Gepäck wurde stattdessen in den unteren Laderaum gelegt, damit ein Ausgleich für das Gewicht bestand. Um zu sehen, ob wir uns mit dem Boot bewegten, nahmen wir eine leere Flasche, banden einen Strick um den Hals, schmissen die Flasche ins Wasser: Die Flasche schwamm neben dem Boot herum. Da war uns klar, dass das Boot sich nicht bewegte. Die Hitze war inzwischen sehr groß geworden. Wir hatten aber nichts zu trinken an Bord. Einige Leute tranken vom Kühlwasser des Motors, das nach Petroleum schmeckte. Aber es löschte etwas den Durst. Jetzt kam ein leichter Wind auf, an der Flasche erkannten wir, nachdem die Schnur sich spannte, dass wir auf das Land, das vor uns ist, zufuhren. Wir wussten aber nicht, ob das arabisches oder jüdisches Gebiet ist. So beschlossen wir, dass 150 bis 200 junge Leute herüber schwimmen sollten, um zu sehen, wo wir sind. Da wir keine Waffen hatten, nahm jeder ein Stück Holz oder Eisen als Bewaffnung mit. Ich schraubte mir einen großen Haken von dem Glasdach des Motorenraums ab. Wir stellten uns am Geländer des Bootes hin, um bereit zum Sprung ins Wasser zu sein. Da kam ein Schnellboot mit englischen Soldaten besetzt angebraust und stoppte uns. Ein Offizier kam an Bord und sagte: „Seid ruhig, ihr seid auf arabischem Gebiet. Unsere Soldaten werden euch in ein paar Minuten vom Boot herunter holen und bewachen." Es war auch höchste Zeit, das Fischerboot zu verlassen, schon seit drei Stunden hatte das Boot ein Leck und wir standen die ganze Zeit an der Pumpe und pumpten das Wasser aus dem Laderaum. Das Loch war so klein, das wir es schafften, mit dem Pumpen das Schiff vor dem Sinken zu bewahren.

Wir mussten die Anker herunter lassen und standen inzwischen ca. 100 Meter vor dem Strand. Die Engländer brachten zehn Ruderboote, die von Arabern gerudert waren. Zuerst mussten die Frauen in die Ruderboote steigen. Das war nicht so leicht, denn es gab inzwischen starken Wellengang. Man saß auf der Kante des Fischerbootes. Wenn das Ruderboot mit der Welle sich hob, musste man loslassen und fiel in das Ruderboot. Wir Männer mussten den Frauen helfen, im richtigen Moment ins Ruderboot zu springen. Dann kamen die Männer zum herübersteigen. Das Gepäck mussten wir zurück lassen. Uns wurde zugesagt, dass die Araber am Ende das Gepäck zusammen herüberbringen. Ich machte mich als einer der Letzten fertig, um ins Boot zu steigen. Ich hatte

Eingang des 1949 als Knesset genutzten Gebäudes in Tel Aviv.

viele Sachen angezogen, auch zwei Paar Hosen. Habe aber nicht gesehen, dass an der Schiffskante ein großer Nagel steckte. Als ich springen wollte, blieb ich an dem Nagel mit der Hose hängen. Das Ruderboot war mit der Welle fünf Meter herunter getaucht. Da riss die Hose und ich fiel aus fünf Metern Höhe auf die Leute die schon im Boot saßen. Auch der Araber bekam einen Stoss und wollte mit dem Ruder auf mich einschlagen. Ich fing den Schlag ab und gab dem Araber einen Kinnhaken, der dann ins Wasser fiel. Wir fischten ihn heraus und er ruderte uns zum Strand. Jetzt sammelten die Araber das Gepäck, brachten es aber nicht bis zum Strand, sondern warfen es ca. 20 Meter vorher ins Wasser.

Ich hatte inzwischen meine Mutter gefunden, die im Sand saß. Ich sah, dass auch unser Gepäck ins Wasser geschmissen wurde. Zog mich aus, und in Unterhosen sprang ich ins Wasser und konnte unser Gepäck, das auf dem Wasser schwamm, an den Strand schleppen. Da ich schon nass war, brachte ich auch noch anderes Gepäck an Land. Und half auch Leuten, die nicht weiter konnten, an Land zu kommen.

Die Engländer hatten schon ein Regiment Reiter zu unserer Sicherheit an den Strand gebracht. Diese verteilten Büchsen mit Corned Beef und Keksen an alle hungrigen Leute. Damit wir zu trinken hatten, schickten sie die Araber, um uns Kannen mit Wasser zu bringen. Aber es eine Warnung sprach sich herum, man solle das Wasser nicht trinken, es könnte vergiftet sein. Da uns bekannt wurde, dass auf demselben Platz vor Gaza zwei Wochen früher, ohne Hilfe der Engländer, 90 Flüchtlinge mit einem Fischerboot landeten und von den Arabern ermordet wurden, sagte ich: „Wir graben Löcher, zehn Meter vom Meer entfernt, dann sammelt sich Grundwasser, das können wir trinken." Es wurde dunkel und soweit wir trockene Sachen in unserem Gepäck fanden, legten wir uns zum Schlafen hin.

Am nächsten Morgen wachten wir früh auf, sahen aufs Meer und konnten unser Fischerboot nicht sehen. Aber dort ragten drei Mastspitzen aus dem Wasser, das Boot war in der Nacht untergegangen. Die Engländer kamen brachten uns wieder Corned Beef und Kekse, dazu gab es noch frischen Tee.

Dann bekamen wir Anweisung, den Weg die Dünen herauf zu gehen, denn oben warteten Lastautos, um uns zum Bahnhof in Gaza zu bringen. Wir machten uns auf den Weg. Zuerst die Frauen und dann die Männer. Da sahen wir auch, dass oben Araber standen und den anderen unten zeigten, wo versunkenes Gepäck im Wasser liegt, um es für sie zu holen. Von oben konnte man leicht ins Wasser sehen. Was sollten wir machen? Wir gingen weiter, bestiegen die Autos, um zur Bahn zu fahren. Ich sah nicht, auf welches Auto meine Mutter stieg. Als wir zum Bahnhof kamen, sahen wir, dass eine Bahn schon abgefahren war.

Würden wir uns wieder sehen? Auf dem Weg zum Bahnhof wurden einige Lastwagen von den Arabern mit Steinen beworfen. Ein Auto hatte sich überschlagen, aber es war niemand verletzt.

Die zweite Bahn mit der ich gefahren bin, fuhr nach Bad Galim bei Haifa und die erste Bahn nach Sarafand, so dass ich meine Mutter nicht traf. In Bad Galim waren wir in Zelten untergebracht. Es gab jeden Tag Es-

sen, aber es war eine große Hitze. Es war ja Juli. Wir waren in diesem bewachten Lager im Ganzen sechs Tage. Dann war eine Einschreibung: Wir bekamen Ausweise mit Namen, es stand vermerkt, der Ausweis sei für das ganze Land gültig, außer Beer Schewa und Gaza. Nach sechs Tagen wurden wir entlassen und konnten mit der Bahn hinfahren, wohin wir wollten. Meine Freunde wollten nach Rechowot, da dachte ich, ich fahre mit. In Rechowot angekommen, gingen wir ins Beth Olim (Einwanderer-Heim). Dort bekamen wir ein Zimmer, wir waren zusammen fünf Personen. Das Zimmer war einfach. Es gab einen Tisch und fünf Betten mit Matratzen. Wir mussten für die Übernachtung ein halbes Pfund im Monat bezahlen. Wir gingen zur Arbeitsberatungsstelle. Dort gab es keine Arbeit, aber 1,50 Pfund Unterstützung im Monat. Davon konnten wir die Miete bezahlen und ein Mittagessen in der Arbeiter-Küche am Tag essen.

Und was gab es zum Abendessen? Im Laden kauften wir Brot, das schon zwei Tage alt und dadurch sehr billig war, und Marmelade. Um unser Budget zu strecken, kauften wir zwei Kilo Reis und kochten diesen. So konnten wir schon ein paar Tage damit auskommen, wenn wir Apfelsinen, die gleich im Garten neben unserer Wohnung waren, pflückten und dazu aßen. Der Verwalter des Hauses, Herr Cohn, hatte eine Schuhmacher-Nähmaschine, die auf dem Flur stand. Ich bat ihn, ob ich damit meine zerrissene Hose reparieren dürfte. Er war einverstanden. Als ich damit beschäftigt war, sah mir ein Nachbar zu und fragte, ob ich seine Hose auch reparieren könne. Da er keinen Stoff hatte, suchte ich aus einer Abfall-Kiste mit alten Kleidern, die in der Nähe stand, ein passendes Stück heraus. Nachdem ich es gewaschen hatte, passte es gut zu seiner Hose. Dafür ließ ich mir ein wenig Geld bezahlen. Bald sprach sich herum, dass ich Kleider reparieren könne und viele der Mitbewohner kamen zu mir. Ich nähte Hosen-Böden und zerrissene Ärmel mit den alten Flicken aus der Abfallkiste und verdiente mir so etwas Geld. Das Leben wurde erträglicher.

Aber ich wollte meine Mutter suchen, die wahrscheinlich in Tel Aviv war. Doch der Autobus Drom Jehuda war mir zu teuer. Ich hörte, dass in der Nähe ein Lager für Mehl-Säcke war, von dem aus täglich Lastwagen beladen nach Tel Aviv fuhren. Ich ging mal hin und fragte, ob ich dann mitfahren könne wenn ich käme, um beim Beladen eines Lastwagens zu helfen. Der Chauffeur sagte, wenn ich in dann auch Tel Aviv abladen hülfe, sei es in Ordnung. Am nächsten Morgen war ich dort, die Säcke waren schwer, 50 Kilo, aber ich machte es. Dadurch wurden meine Kleider staubig, doch die konnte man ja waschen.

In Tel Aviv ging ich ins Beth (Einwander-Heim), um zu sehen ob jemand meine Mutter gesehen hatte. Eine Frau wusste, dass meine Mutter in der Hajarkon-Straße ein Zimmer zusammen mit einer Frau teilte. Ich machte mich auf den Weg. Fand die Wohnung, es war ein Zimmer in einer Drei-Zimmer-Wohnung. Meine Mutter war aber nicht zu Hause, denn sie arbeitete bei Leuten die eine Gehilfin brauchten. Ich wartete, am Nachmittag kam meine Mutter von der Arbeit. Für uns war es eine große Freude, dass wir uns gefunden hatten. Meine Mutter fragte mich, ob ich gut untergebracht sei? Ich sagte: „Ja, sehr gut." Sie musste ja nicht wissen, dass es nicht so gut war. Danach schlug ich ihr vor: „Morgen früh gehe ich zur Hauptpost und hoffe, dass ich den postlagernden Brief mit dem Geld, die acht englischen Pfund, bekomme. Wir sehen uns dann abends und ich gebe dir das Geld." Meine Mutter fragte, ob ich nicht einen Teil für mich behalten möchte. Ich sagte: „Vielleicht ein Pfund?" Wir aßen noch etwas, was meine Mutter mitgebracht hatte. Ich verabschiedete mich. Ging zum Beth Olim (Einwanderer-Haus) und hoffte dort zu übernachten. Als ich ankam, wollte der Wächter mich nicht ohne Eintrittsausweis hereinlassen. Da

Gedenkstein für die Opfer des Zweiten Weltkrieges aus Ost-, Westpreußen und Danzig in der Nähe von Jerusalem.

kam gerade ein Mitreisender der Astir. Ich bat ihn: „Gehe herein und nimm von einem Bekannten einen Ausweis und bringe ihn mir heraus, dass ich damit herein gehen kann." Ich wartete draußen, er kam bald, brachte mir einen Ausweis. Der Wächter war inzwischen ausgetauscht und ich kam mit dem Ausweis leicht herein. Es gab gerade Tee und Brote zu essen. Ich begrüßte Bekannte und schaute mich um, wo eine freie Matratze auf dem Boden lag, um mich schlafen zu legen. Vorher erfuhr ich in einer Unterhaltung, dass es möglich sei, bei der WIZO in der Allenby-Straße jeden Morgen ein kostenloses Frühstück, Tee, Brot und Marmelade zu bekommen. Und jeden Mittag einen Teller Suppe, die ein Rabbiner in seinem Gebetshaus kostenlos verteilte.

Gleich in der Früh ging ich zur Post, fragte nach meinem postlagernden Brief. Welche Freude der Brief war da und ich bekam ihn gleich. Und das Geld war auch da. Dann ging ich zur WIZO, das Gratis-Frühstück essen. Ich ging noch zur Arbeitsvermittlungsstelle, aber es war nutzlos. Mittags nahm ich das kostenlose Mittagessen ein. Beides war eine große Hilfe für mittellose Neueinwanderer. Am Nachmittag traf ich dann meine Mutter und übergab ihr das Geld, aber sie bestand darauf, dass ich wenigstens ein Pfund Sterling für mich behalte. Wir gingen noch ein bisschen spazieren. Dabei verabredeten wir, dass wir versuchen würden, zusammen ein Zimmer zu mieten. Ich ging wieder zum Beth Olim (Einwanderer-Haus), leider waren alle Bekannten nicht mehr da, dadurch konnte ich nicht mehr herein.

Ich ging zum Rotschild Boulevard. Gleich neben der Allenby-Straße standen Bänke. Siehe da, auf den meisten Bänken schliefen schon junge Leute. „Das kann ich ja auch machen", dachte ich, suchte mir eine leere Bank und legte mich hin. Es wurde mir in der Nacht kalt, aber der Kiosk hatte Zeitungen herausgelegt, nach dem er geschlossen hatte. Ich ging und holte mit ein paar Zeitungen, knöpfte Hemd und Hose auf und stopfte mir die Zeitungen hinein. Da wurde mir gleich wärmer. Nach einem Weilchen kamen englische Polizisten und gingen zu jeder Bank, weckten die Schläfer auf, fragten nach Ausweise und brachten sie ins Polizei Auto. Zum Glück verstand ich Englisch, als sie fragten, was ich hier mache und ob ich schlafe. Ich sagte nein, das Wetter ist so schön und ich sitze nur hier und genieße die Luft. Da sagte der eine Polizist: „Lass ihn sitzen, wir fahren ohne ihn."

In der Früh, als ich erwachte, ging ich wieder mein Frühstück essen. Dann zum Lager, wo die Lastwagen standen, belud wieder ein Lastauto und fuhr nach Rechovot zurück.

Meine Freunde freuten sich, dass ich wieder zurück war. Sie erzählten mir, dass sie herausgefunden hatten, wie man etwas Geld verdienen könne, wenn man rohen Kaffee bei einem Araber kauft, ihn selbst röstet, abwiegt und versucht, diesen in der Villen-Gegend, wo die Mitarbeiter des Weizmann-

KIRCHBAUVEREIN ST. DOROTHEA VON MONTAU

c/o Adalbertuswerk e. V.
Carl-Mosterts-Platz 1
40477 Düsseldorf

EINLADUNG ZUR MITGLIEDER-VERSAMMLUNG

Hiermit lade ich gemäß § 7 der Satzung herzlich ein zur **Mitgliederversammlung des Kirchbauvereins (e.V.) St. Dorothea von Montau in Danzig-Nenkau (Gdańsk-Jasien)**

Wie üblich findet diese während des Gementreffens der Danziger Katholiken statt, jedoch diesmal vor der jährlichen Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werkes e. V.

Termin:

Samstag, 28. Juli 2007, 14.30 Uhr

Ort:

Konferenzraum 1 der Jugendburg Gemen, Schlossplatz 1, 46325 Borken

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes
2. Kassenbericht
3. Aussprache und Entlastung des Vorstandes
4. Wahl der Kassenprüfer
5. Auflösung des Vereins gemäß § 11 der Satzung
6. Verschiedenes

Anträge und Anregungen erbitten wir bis zum 14. Juli 2007 an die Anschrift des 1. Vorsitzenden (Lessingstraße 13, 41464 Neuss) oder per Fax 0 21 31 / 3 69 80 57.

Unser Kirchbauverein wurde beim Gementreffen 1994 gegründet. Durch außerordentliche Anstrengungen ist es seitdem gelungen, zum Bau und zur Fertigstellung der Kirche beizutragen. Dafür danken wir allen Spendern sehr herzlich.

Der vom Kirchbauverein der Pfarrgemeine gespendete Taufstein mit Deckel und Taufschale – als Zeichen der Verbundenheit im Glauben und zur Erinnerung an unsere Tätigkeit – ist aufgestellt. An der Weihe der Kirche am 1. Juli haben Mitglieder des Vorstands teilgenommen.

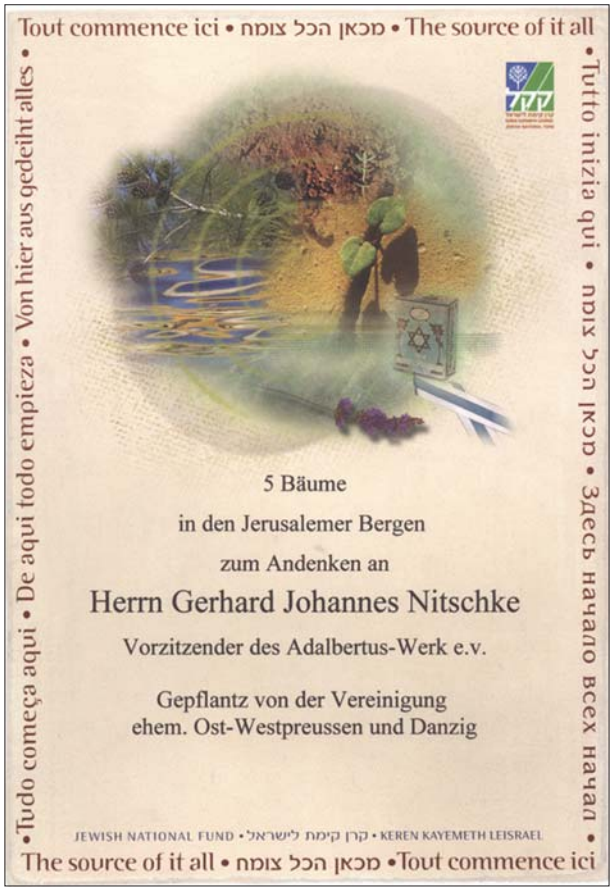
Mit freundlichen Grüßen im Namen des gesamten Vorstandes

Eberhard Lilienthal, 1. Vorsitzender

im Juli 2007

Instituts wohnen, zu verkaufen. Also versuchten wir es. Das war nicht so einfach. Einige Hausfrauen sagten, sie trinken Tee, andere kauften nicht von Straßenhändlern, so dass es kein Erfolg war. So beschlossen wir den Kaffee selbst zu trinken. Unsere Wohnverhältnisse wurden schwierig, weil es in dem Zimmer Wanzen gab und wir jede Nacht zerbissen waren. Wir besorgten uns Insekten-Spray, nahmen die Betten heraus und mit dem Petroleum-Kocher brannten wir die Bettfedern aus. Das hat soweit geholfen.

Von der Arbeitsvermittlung bekamen wir Arbeit. Es wurde ein Weg von dem Araber-Dorf Ramle nach Rechovot gebaut. Und wir sollten die Erdarbeiten machen. So mussten wir jeden Tag ca. eine Stunde zur Arbeit gehen, um mit der Sache zu beginnen. Es war schwer, Wasser hatten wir über den Tag nur aus Kannen zu trinken und Brot nahmen wir uns von zu Hause mit. Nach zwei Monaten war die Arbeit vorbei, aber Geld hatten wir bis dahin nicht bekommen.



Urkunde über die Pflanzung von fünf Bäumen im Jerusalemer Ehrenhain zum Andenken an den Vorsitzenden des Adalbertus-Werkes, gestiftet von der Vereinigung ehemaliger Ost-, Westpreußen und Danziger in Israel.

Als wir bei der Arbeitsvermittlungsstelle wegen Geld vorsprachen, sagte man uns: „Wir ziehen die Unterstützung ab, die wir bis jetzt gezahlt haben, den Rest zahlen wir." Das war nicht viel, aber doch etwas.

Es war Zeit, sich nach etwas anderem in Tel-Aviv umzusehen. Meine Freunde zogen in ein Holzhaus, um dort eine Tischlerei für Spielzeug zu eröffnen. Ich fuhr nach Tel-Aviv, suchte ein Zimmer mit meiner Mutter zusammen. Da half uns der Rest von dem Geld, das ich von Danzig geschickt hatte. Es war nicht leicht, etwas zu finden. Zuerst versuchte ich Häuser zu reinigen. Dann hörte ich, dass ein Brotgeschäft einen Brot- und Brötchen-Verteiler für seine Kunden suchte. Ich meldete mich, doch es gab eine Schwierigkeit: Man brauchte ein Fahrrad, um zu den Kunden zu kommen. Ich hatte keins. Neben dem Brotgeschäft war ein Fahrrad-Händler für gebrauchte Räder. Mit dem Besitzer des Brotgeschäftes konnten wir eine Teilzahlung verabreden. So kam ich zu einem Fahrrad und konnte anfangen zu arbeiten. Das Fahrrad habe ich dann 45 Jahre besessen, aber am Ende allerdings nicht mehr benutzt. Jeden Tag um 5 Uhr machte ich mich an die Arbeit, Brot und Brötchen zu verteilen. Der Arbeitgeber war immer knapp bei Kasse, aber am Ende bekam ich mein Geld doch.

Nach einiger Zeit fragte er mich, ob ich am Vormittag für ihn kassieren könnte. Das war meine große Möglichkeit, die Kunden kennen zu lernen. Und ihnen zu sagen, dass sie bei mir Polsterarbeit und Dekoration bestellen könnten. So bekam ich meine ersten Kunden. Ich lernte einen Tischler mit Namen Erich Hammerstein kennen. Er erzählte mir, dass er eine kleine Werkstatt in der Mapu-Straße habe und gerne die Hälfte vermieten würde. Die ganze Werkstatt war sechs Quadratmeter klein, aber daneben war ein großer Hof, auf dem man arbeiten konnte. Wir beschlossen die Sache gemeinsam zu machen. Das war gut für uns beide. Holz-Arbeiten für meine Kunden machte er und Polster- und Dekorationsarbeiten machte ich. Daraus entwickelte sich eine langjährige Freundschaft. Autopolsterei konnte ich auch machen, damals gab es noch keine Parkprobleme, ich stellte also einfach die Autos vor unserm Haus ab. Wenn ich auf dem Hof arbeitete, brannte die Sonne. Kein Problem, ich pflanzte drei Bäume, die bald groß wurden und Schatten spendeten. Jetzt verdiente ich Geld. Ich lernte ein nettes Mädchen kennen, die aus Berlin kam. Sie war 18 Jahre alt und ich war schon 20 Jahre alt. Ein Jahr später beschlossen wir zu heiraten. Inzwischen ist dies schon 64 Jahre her. Mit meinen Bekannten von der Reise hatte ich 35 Jahre keine Kontakte. Bis ich dann später Vorsitzender der Vereinigung ehemaliger Ostpreußen und Danziger wurde.

Max Danziger, Tel Aviv

Adalbertuswerk e.V.
c/o Wolfgang Nitschke
Ganghoferstraße 58
80339 München

Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken
Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien
Carl-Mosterts-Platz 1 · 40477 Düsseldorf
Mobil +49(0)171/3153876
www.adalbertuswerk.de · kontakt@adalbertuswerk.de

im Juni 2007

EINLADUNG ZUR MITGLIEDERVERSAMMLUNG

Verehrte Mitglieder, Freunde und Förderer des Adalbertus-Werk e.V.!

Herzlich laden wir Sie zur satzungsgemäßen, jährlichen **Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werk e.V**. ein, die – wie gewohnt – während des Gementreffens stattfindet.

Termin: **Samstag, 28. Juli 2007, 15.30 Uhr**
Ort: Konferenzraum 1 der Jugendburg Gemen, Schlossplatz 1, 46325 Borken

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes über die Arbeit 2006/2007
   a) Veranstaltungen
   b) Mitarbeit in übergeordneten Gremien
   c) adalbertusforum
2. Kassenbericht
3. Satzungsänderung (siehe Anlage)
4. Zukunft des Adalbertus-Werk e.V. und der Adalbertus-Jugend
   Umsetzung der Ergebnisse der Diskussion 2006
5. Aussprache und Entlastung
6. Planungen für 2007/2008
7. Verschiedenes

Ergänzungen zur Tagungsordnung reichen Sie bitte ggf. schriftlich bis zum 15. Juli 2007 beim amtierenden Vorsitzenden unter oben genannter Adresse,
oder per E-Mail w.nitschke@adalbertuswerk.de, Telefax 0 89 / 5 02 05 58 ein.

Der Vorstand hat sich bemüht, den Auftrag der Mitgliederversammlung 2006 zu erfüllen und Neuwahlen zu einem „Vorstand unter 50" herbei zu führen. Da alle angefragten Kandidaten „unter 50" zur Zeit nicht bereit, oder in der Lage sind, ein Vorstandsamt zu übernehmen, haben wir uns EINSTIMMIG dazu entschlossen, die Wahlperiode bis 2008 in derzeitiger Form zu erfüllen.

Mit diesem Schreiben laden wir Sie zugleich auch sehr herzlich zur Teilnahme am gesamten **61. Gementreffen** ein, dessen Programm wir Ihnen anbei überreichen. **Bitte melden Sie sich rechtzeitig an.**

Der Vorstand sagt allen Mitgliedern und Förderern wieder herzlichen Dank für vielfältige Anregungen und Mitarbeit, vor allem auch für die finanzielle Unterstützung. Wir bitten Sie, dem Adalbertus-Werk weiterhin Ihre Treue zu bewahren und für die Mitgliedschaft zu werben. Unsere Arbeit findet – nicht zuletzt durch das ***adalbertusforum*** – immer mehr Beachtung, sowohl in Deutschland als auch in Polen. Dank gilt auch wieder den Regionalleitern, die die Tagungen in den verschiedenen Orten vorbereiten.

Da unsere Arbeit – insbesondere auch die Herausgabe des ***adalbertusforums*** – wesentlich auf unserer finanziellen Eigenleistung basiert, bitten wir die Mitglieder zu überprüfen, ob Sie Ihren Jahresbeitrag für 2007 schon überwiesen haben. Dankbar wären wir auch allen, denen es möglich ist, zur Durchführung des **61. Gementreffens** wieder eine Sonderspende zu leisten.

Im Voraus sagen wir herzlichen Dank! Auf Wiedersehen in Gemen!

Mit freundlichen Grüßen

Adalbertus-Werk e.V.

Wolfgang Nitschke	**Adalbert Ordowski**	**Ulrich Wobbe**	**Viola Nitschke-Wobbe**
amtierender Vorsitzender	Schriftführer	Kassierer	Vorstandsmitglied

Paul Magino
Geistlicher Beirat

Postbank Essen 15 19 66-435 (BLZ 360 100 43)

Jahresmitgliedsbeitrag MINDESTENS: 25,00 € / 15,00 Zł

Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken
Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien
Carl-Mosterts-Platz 1 · 40477 Düsseldorf
Mobil +49(0)171/3153876
www.adalbertuswerk.de · kontakt@adalbertuswerk.de

SATZUNG

(Vorschlag zur Mitgliederversammlung 2007)

§ 1 NAME, SITZ UND GESCHÄFTSJAHR

Der Verein trägt den Namen „Adalbertus-Werk e.V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken“. Er hat seinen Sitz in Düsseldorf. Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 2 ZWECK

Zweck des Vereins ist die Förderung der Bildungsarbeit unter den Danziger Katholiken in der Vertreibung und im heutigen Danzig. Er bemüht sich besonders:

a) das heimatliche, geistige und religiöse Kulturgut zu erhalten, zu pflegen und es in geeigneter Form an Jugendliche und Kinder weiter zu geben;
b) die wissenschaftliche und künstlerische Tätigkeit in Bezug auf das Heimaterbe zu unterstützen;
c) Stellungnahmen zu existentiellen Fragen der Heimatvertriebenen zu erarbeiten;
d) den Spätaussiedlern bei ihrer Eingliederung zu helfen;
e) eine grenzübergreifende Bildungs- und Kulturarbeit gemeinsam mit den ostmitteleuropäischen Nachbarländern – besonders mit Polen und speziell mit dem heutigen Danzig – zu fördern;
f) einen Beitrag zum Ausgleich und zur Versöhnung mit dem polnischen Volk zu leisten;
g) an der Verwirklichung eines in Freiheit vereinigten Europas mitzuarbeiten;
h) mit allen Organisationen, Verbänden und Einrichtungen zusammenzuarbeiten, die die unter § 2 genannten Aufgaben ganz oder teilweise bejahen.

Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne der Gemeinnützigkeitsverordnung vom 24. 12. 1953.

Etwaige Gewinne dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Den Mitgliedern fließen keine Gewinne oder sonstigen Zuwendungen aus Mitteln des Vereins zu.

Keine Person darf durch Verwaltungsausgaben, die den Zwecken des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

§ 3 MITGLIEDSCHAFT

Mitglied des Vereins kann jeder werden, der dessen Ziele fördern will. Die Mitgliedschaft beginnt mit der ersten Beitragszahlung.

Die Aufnahme erfolgt auf Grund schriftlichen Antrages durch den Vorstand, sie wird schriftlich bestätigt. Die Ablehnung eines Aufnahmeantrages braucht dem Antragsteller nicht begründet zu werden.

§ 4 ENDE DER MITGLIEDSCHAFT

Die Mitgliedschaft erlischt durch Tod, Austritt oder Ausschluss. Der Austritt ist dem Vorstand schriftlich anzuzeigen, er ist nur zum Ende eines Geschäftsjahres zulässig.

Über den Ausschluss beschließt der Vorstand. Er hat zu erfolgen, wenn ein Mitglied gegen die Vereinsinteressen schwer verstoßen hat oder die festgesetzten Beiträge trotz Mahnung nicht entrichtet. Dem betreffenden Mitglied ist vorher Gelegenheit zur Stellungnahme zu geben.

Das ausgeschlossene Mitglied hat das Recht zur Berufung an die nächste Mitgliederversammlung. Durch die Berufung wird die einstweilige Wirksamkeit des Ausschlusses nicht aufgehoben. Die Berufung muss binnen einer Frist von einem Monat nach Erhalt des Ausschließungsbescheides beim Vorstand eingelegt werden. Über die Berufung entscheidet die Mitgliederversammlung endgültig, und zwar mit 2/3 Mehrheit der anwesenden Stimmberechtigten.

§ 5 RECHTE UND PFLICHTEN DER MITGLIEDER

Mit seinem Eintritt erkennt das Mitglied die Satzung des Vereins an und verpflichtet sich, den von der Mitgliederversammlung festgesetzten Jahresbeitrag zu zahlen.

Nach Ende der Mitgliedschaft können vermögensrechtliche Ansprüche außer in Darlehnsfällen nicht mehr gestellt werden.

Eine Haftung der Mitglieder für die Verbindlichkeiten des Vereins besteht nicht.

§ 6 ORGANE DES VEREINS

Die Organe des Vereins sind der Vorstand und die Mitgliederversammlung.

§ 7 VORSTAND

Der Vorstand besteht aus:

1. den gewählten Mitgliedern:
   a) der/dem ersten Vorsitzenden,
   b) der/dem stellvertretenden Vorsitzenden,
   c) der/dem Schriftführer/in,
   d) der/dem Kassierer/in;
2. den geborenen Mitgliedern:
   a) dem geistlichen Beirat, der auf Vorschlag der Mitgliederversammlung ernannt wird.
   b) einem von der Adalbertus-Jugend delegierten Vertreter.
   c) einem von den Mitgliedern des Adalbertus-Werk e. V. in Polen benannten Vertreter.

Die geborenen Mitglieder des Vorstandes begleiten dessen Arbeit mit beratender Stimme.

Zur Wahrnehmung besonderer Aufgaben beruft der Vorstand einen Arbeitskreis.

Der Vorstand kann auch zur Unterstützung der Arbeit zwei Beisitzer in den Vorstand berufen.

Der Vorstand wird von der Mitgliederversammlung auf 4 Jahre gewählt, er bleibt bis zur Neuwahl im Amt. Für ein ausfallendes Vorstandsmitglied bestimmt der Restvorstand bis zur nächsten Wahl ein Ersatzmitglied.

Der Vorstand regelt alle Angelegenheiten des Vereins, soweit sie nicht satzungsgemäß der Mitgliederversammlung vorbehalten sind. Er hat den Jahresbericht, die Jahresplanung und die Jahresabrechnung der Mitgliederversammlung vorzulegen. Seine Tätigkeit ist ehrenamtlich. Vorstand im Sinne des § 26 BGB sind die gewählten Vorstandsmitglieder, die Vertretung des Vereins erfolgt durch zwei von ihnen.

§ 8 MITGLIEDERVERSAMMLUNG

Aufgaben der jährlich einzuberufenden Mitgliederversammlung sind:

a) Entgegennahme der Berichte des Vorstandes,
b) Entgegennahme der Jahresabrechnung, der eine Stellungnahme der Kassenprüfer beizufügen ist,
c) Entlastung des Vorstandes,

d) Wahlen zum Vorstand, Wahl der zwei Kassenprüfer,

e) Festsetzung des Jahresbeitrages,

f) Beschlussfassung über Satzungsänderungen, Berufungen gemäß § 4, Auflösung des Vereins.

Wählen und abstimmen auf der Mitgliederversammlung dürfen nur Mitglieder, welche mit dem Jahresbeitrag nicht im Rückstand sind.

Außerordentliche Mitgliederversammlungen werden einberufen:

a) nach Ermessen des Vorstandes,

b) auf schriftlich begründeten Antrag von mindestens einem Zehntel der Mitglieder.

Die Mitgliederversammlungen sind vom Vorstand schriftlich unter Angabe der Tagesordnung und unter Einhaltung einer Frist von mindestens zwei Wochen einzuberufen. Beschlüsse werden mit einfacher Stimmenmehrheit gefasst mit Ausnahme der Entscheidungen zu § 4 (Ausschluss), § 9 (Satzungsänderung) und § 10 (Auflösung). Schriftliche Stimmübertragung ist zulässig.

Die Beschlüsse der Mitgliederversammlung sind zu protokollieren; die Niederschrift ist vom Protokollführer und dem Leiter der Versammlung zu unterzeichnen.

§ 9 SATZUNGSÄNDERUNG

Der Wortlaut beabsichtigter Satzungsänderungen muss in der Einladung zur Mitgliederversammlung bekannt gegeben werden. Der Beschluss einer Satzungsänderung bedarf der Zustimmung von 2/3 der anwesenden und vertretenen Stimmberechtigten.

§ 10 AUFLÖSUNG

Die Auflösung des Vereins muss auf einer Mitgliederversammlung beschlossen werden, zu der mindestens 4 Wochen vorher schriftlich einzuladen ist. Diese Mitgliederversammlung ist nur beschlussfähig, wenn 2/3 aller Mitglieder anwesend sind (keine Stimmübertragung). Bei Beschlussunfähigkeit ist innerhalb der nächsten 4 Wochen eine zweite Versammlung einzuberufen, die ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen beschlussfähig ist. Zur Auflösung ist die Zustimmung von 3/4 der anwesenden Mitglieder erforderlich.

Im Falle der Auflösung sind vorhandene Vermögenswerte nach Beschluss der Mitgliederversammlung für gemeinnützige Zwecke zu verwenden. Soweit Vermögenswerte mit Hilfe von Bundesmitteln angeschafft worden sind, steht dem Bund ein Mitwirkungsrecht bei der Verwendung dieses Vermögens zu.

Beschlüsse über die künftige Verwendung des Vermögens dürfen erst nach Einwilligung des Finanzamtes ausgeführt werden.

Vorstehende Satzung ersetzt die bisher gültige Satzung vom 3. 12. 1960

Gemen, den 29. Juli 1972

Anmerkung:

Die Satzung wurde durch Beschlüsse der Mitgliederversammlung auf Burg Gemen in folgenden Punkten geändert bzw. ergänzt:

am 9. Juli 1977:
in § 2 und § 10 die jeweils letzten Absätze;

am 16. Juli 1988:
in § 7 der Punkt 2.a) und der 2. Satz von Absatz 3, sowie der letzte Satz von § 8;

am 10. Juli 1993:
in § 2 die Punkte e), f), g).

Diese Satzung ersetzt die bislang gültige Satzung vom 29. Juli 1972

Besichtigung des öffentlich rechtlichen Senders Radio Gdańsk.

Polens Rolle in Europa

14. Deutsch-Polnische Studientagung in Danzig/Gdańsk

Polen hat sich seit seiner Geburt vor rund 1.000 Jahren immer als europäische Nation begriffen. Inzwischen ist Polen volles Mitglied in der Europäischen Union. Ist Polen also politisch und wirtschaftlich endlich in der Mitte des Kontinents angekommen?

So einfach ist das nicht, wie die Teilnehmer der 14. Deutsch-Polnischen Studientagung des Adalbertus-Werkes e.V. vom 14. bis 21. Mai 2007 erfuhren. Kontroverse Diskussionen im Inneren etwa um die Rolle der Solidarność geben ebenso einen Anlass, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Polens in Europa nachzudenken, wie der Wandel der „Polnischen Wirtschaft“ von einem hoffnungslosen Fall zu einem „Tiger Europas“. So facettenreich wie das Thema selbst waren dann auch die Beiträge, welche die 15 deutschen und bis zu 30 polnischen Teilnehmer erlebten.

Zentrales Schicksalsereignis, das bis heute das polnische Selbstverständnis (vielleicht auch die deutsche Wahrnehmung des Nachbarn) prägt, sind die Teilungen Polens und die Zeit ohne Staat. Wie es dazu kommen konnte, zeigte zu Beginn der Tagung am Dienstagmorgen Prof. Dr. Włodziemierz Zientara mit seiner Analyse der Adelsrepublik auf. In der Theorie ein fortschrittliches Modell, in dem die Adligen per Wahl einen König bestimmten, führte es faktisch doch zum Niedergang der politischen Stärke des Landes. Die Magnaten vertraten oft mehr ihre eigenen Interessen als die der Nation, setzten oft schwache Könige ein, um nichts von ihrer Macht einzubüßen, oder „importierten“ nicht selten Ausländer für den Thron. Den straff organisierten, auf Expansion ausgerichteten absolutistischen Staaten Preußen, Österreich und Russland hatte diese Republik nicht genug entgegenzusetzen.

Welche Folgen die Teilung auf die Nationbildung hatte, erfuhren wir in einem zweiten Referat von Gerhard Erb. Er skizzierte verschiedene Strategien, mit der die Polen auf die Fremdbestimmung reagierten, vom gewalttätigen Protest bis zur Assimilation. Doch für alle habe gegolten, dass sie die Kultur und Kirche hochhielten. Hier konnte die Nation weiterleben, sich über Grenzen hinweg solidarisieren und den Wunsch nach einer neuen Staatlichkeit wach halten. In den verschiedensten europäischen Armeen kämpften Polen für die Freiheit. Und ob bei den napoleonischen Kriegen, die die Aufklärung in Europa verbreiteten, oder beim Kampf gegen die Türken setzen sie ihr Leben für europäische Ideale aufs Spiel. Über den Kampf für die eigene Nation kamen die Polen, so gesehen, früher als andere zum Einsatz für Europa. Auch die Konstitution von 1791 – die erste europäische Verfassung – war ein Novum, doch sie kam zu spät, um die Dritte Teilung Polens 1795 zu verhindern.

Welche Folgen hatte die staatenlose Zeit? Die hohe Achtung vor Sprache, Kultur, Literatur und Musik – sowohl der eigenen als auch der anderer Nationen – wurzelt wohl hier; natürlich auch die enge Verkettung von Nation und katholischer Kirche. Doch auch

Rechts: Zum Abschluss der Studientagung wurden die Teilnehmer der Studientagung des Adalbertus-Werkes im Ratssaal der Stadt Danzig empfangen. Der amt. Vorsitzende, Wolfgang Nitschke (l.), überreicht dem Vorsitzenden des Rates, Herrn Bogdan Oleczek (r.), als Gastgeschenk die Broschüre über Bischof Splett. ■ Unten links: Podiumsgespräch: „Die Zeit von Solidarność und das Kriegsrecht – Solidarität in Europa?“ Links der damalige Parteisekretär von Danzig, Tadeusz Fiszbach, im Gespräch mit Pater Diethard Zils, OP. ■ Unten Mitte: Zwei Danziger Abiturientinnen, Ania Zakrocka und Paulina Wołczak, erläuterten ihre Sicht zu Polens Rolle in einem zukünftigen Europa in der Abschlussdiskussion. ■ Als bereits zum zweiten Mal sehr willkommener Gast eröffnete Prof. Włodimierz Zientara aus Thorn die Studientagung mit einem Referat über „Polens europäische Rolle von der ‚Adelsrepublik‘ bis zu den Teilungen“.

Prächtige Kirchenmusik und beeindruckende Zeugnisse sakraler Architektur Polens, entstanden zwischen dem 14.–16. Jh., stellte Viola Nitschke-Wobbe unter dem Titel „Laetatus sum“ bei einem musischen Abend im Herder-Zentrum vor.

die Tendenz zum subversiven Verhalten gegenüber jeglicher Staatsmacht, die als Fremdbestimmung betrachtet wird, wirkt bis heute nach.

Eine Art Exkurs bildete dann am Nachmittag der Blick auf den Freistaat Danzig und seine europäische Rolle, die uns ebenfalls Gerhard Erb nahe brachte: ein Staat ohne Nation mit engen wirtschaftlichen Verflechtungen zu Polen, aber einer Bevölkerung, die sich größtenteils als deutsch verstand. Das war eine Situation, die Konflikte vorprogrammierte. Doch dem Völkerbund, der den Freistaat geschaffen hatte, fehlte Macht und Wille, die Streitpunkte die an ihn herangetragen wurden, zu lösen. Der Versuch nach dem Ersten Weltkrieg, mit der Schaffung neuer Staaten die Konflikte Europas zu bändigen, bewirkte am Ende das Gegenteil.

Die Teilnehmer der Exkursion der 14. Studientagung vor dem Panorama eines kaschubischen Sees. Das Programm führte zunächst zu Radio Gdańsk, dann in den Danziger Hafen als Teil der Außengrenze der EU und schließlich zu einigen ausgewählten Orten in der Kaschubei.

„Die Volksrepublik Polen – ein Staat in Europa?“, lautete die provokante Frage, mit der der Mittwoch eingeleitet wurde. Viele Polen erlebten die Zeit des Sozialismus wieder als Fremdbestimmung und wählten die innere Emigration, erklärte Michał Górski, Auch für die westdeutschen Gabriele Lesser, heute Korrespondentin der taz in Warschau, und Henny Engels, damalige Vorsitzende beim Bund der Deutschen Katholischen Jugend, kam das sozialistische Polen auf der europäischen Landkarte nicht vor. Das habe sich erst mit der Streikwelle von 1980 geändert, als man merkte, wie eine Nation im Kommunismus um ihre Freiheit kämpfte. Als das Kriegsrecht verhängt wurde, habe plötzlich eine Welle der Solidarität Deutschland ergriffen und konservative Antikommunisten mit liberalen Linken zu gemeinsamen Aktionen vereint. Wie groß die Unterstützung auch materieller Art in den Jahren 1980 bis 1984 in Form von Paketsendungen – unterstützt durch die zeitweise staatliche Übernahme des Portos – war, skizzierte die Historikerin Nina Dombrowsky, die ihre Magisterarbeit diesem Thema widmete: „Vom finanziellen Volumen war das die größte deutsche Hilfsaktion der Nachkriegszeit

überhaupt“, lautete ihre Erkenntnis. Die Hilfe stand dabei in deutlichem Kontrast zu der kühlen Zurückhaltung, mit der die demokratischen Veränderungen in der offiziellen Politik aufgenommen wurden.

Wir hatten das Glück am Podium auch Tadeusz Fiszbach begrüßen zu können, den damaligen Parteisekretär in Danzig, damals Verhandlungspartner des Gewerkschaftsführers Lech Wałęsa. Er habe sich inhaltlich mit den Forderungen der Arbeiter voll und ganz identifizieren können, schilderte Fiszbach rückblickend, allerdings habe er natürlich die Interessen des Staates und der Partei vertreten müssen und sei auf die Zustimmung aus Warschau angewiesen gewesen. Der Streiksommer habe seine eigene Sicht auf den Sozialismus verändert und Konsequenzen gehabt. Da, wo für ihn die Interessen Polens und der Arbeiter massiv verletzt wurden wie bei der Verhängung des Kriegsrechts, verzichtete er auf seine Ämter.

Mit der Solidarność und dem ersten nichtkommunistischen Präsidenten Tadeusz Mazowiecki wurde Polen schließlich zum Vorreiter der Demokratie in Osteuropa. Doch heute wird in Polen um die Zeit und ihre Bedeutung wieder heftig gestritten, wie uns Adam Krzemiński am Mittwochnachmittag bestätigte. Der europäische Beitrag, auf den die polnische Nation zu Recht stolz sein könne, werde nun demontiert und das gerade von Politikern, die auf die polnische Nation großen Wert legten.

Doch die politischen Wirren beeinträchtigen kaum den wirtschaftlichen Aufschwung, wie wir von Tadeusz Dacewicz, dem Firmenleiter von C&A Polen, am Donnerstag sowie von Prof. Dr. Eugeniusz Gostomski, Wirtschaftprofessor an der Universität Danzig, am Freitag erfuhren. Die Wirtschaft wachse, der Außenhandel blühe. Von EU-Mitteln werde auch die Infrastruktur gefördert und profitiere die Landwirtschaft. Wenn auch ungleich, so komme das Wachstum doch fast allen Bevölkerungsschichten zugute. Trotz allgemeiner Zufriedenheit, seien allerdings Probleme absehbar. Viele Polen wanderten wegen besserer Verdienstmöglichkeiten ins Ausland, insbesondere nach Irland und Großbritannien aus; ein Facharbeitermangel sei jetzt schon zu spüren. Die Geburtenrate in Polen sei zurzeit so niedrig wie nirgendwo in Europa, eine Überalterung der Gesellschaft damit vorprogrammiert. Auch die Ungleichheit wachse, und das soziale Netz sei auszubauen. Einhellig begrüßt wurde die Entscheidung der UEFA für Polen und die Ukraine als Ausrichter der Fußballeuropermeisterschaft 2012. „Das ist nach dem erfolgreichen EU-Beitritt, das richtige Ziel, um wieder nach vorne zu blicken“, urteilte Adam Krzemiński.

Ein besonderer Fokus wurde auf das Thema neue Medien geworfen. Mit Marek Rakowski schilderte ein Unternehmer im Bereich der neuen Medien, wie er die technische Revolution in diesem Bereich erlebt hat und welche Folgen es für das Zusammenwachsen Europas habe. Bei der Besichtigung im Studio des öffentlich rechtlichen Senders Radio Gdańsk kam dann auch die andere Seite der Medaille zur Sprache: das Interesse an lokalen Themen, die angesichts der internationalen Flut an Informationen einen eigenen Stellenwert gewinnen.

Konzert mit dem Chor der Medizinischen Akademie Danzig unter Leitung von Jerzy Szarafiński in der jüngst restaurierten Kirche St. Peter und Paul.

Auch die Studientagung fokussierte zum Schluss auf die Lokalität Danzig. Im Rathaus erfuhren wir interessante Neuigkeiten zu den aktuellen Bauplänen der Stadt, die mit EU-Geldern gefördert werden. Im Vordergrund steht dabei der Straßenbau. Eine großzügige Westumgehung von Stogi (Heubude) bis Oliva soll das gesamte Hafengebiet besser erschließen, die Verkehrsadern in der Innenstadt entlasten und Danzig für die Europameisterschaft fit machen. Aber auch die Straßenbahn, der Flughafen und verschiedene Kultureinrichtungen sollen ausgebaut und modernisiert werden.

Einen Ausblick im wahrsten Sinne des Wortes auf die Zukunft Europas wurde uns schließlich bei der Exkursion in den Danziger Hafen gewährt. Danzig bekam trotz Konkurrenz aus Gdingen den Zuschlag für einen großen Containerhafen.

Am Sonntagnachmittag ging es als letzten Punkt um die Rolle der Religion in Europa. Die Dominikanerpater Diethard Zils und Bolesław Rafinski (welcher 19 Jahre in Leipzig und München – also in der DDR und der Bundesrepublik wirkte und lebte), Dr. Jacek Socha, vom Priesterseminar der Diözese

Es ist eine gute Tradition während der Studientagung gemeinsam mit der Gemeinde St. Dorothea in Jasien eine hl. Messe für Frieden und Versöhnung zu feiern. In diesem Jahr konnten die Teilnehmer dann auch die fast fertig gestellte Kirche und den neuen Taufstein besichtigen.

Danzig und der Franziskanerpater Dr. Roman Zioła, Leiter des Maximilian-Kolbe-Hauses, waren sich einig, dass sich Europa nicht entchristlichen dürfe. Dabei seien die Überzeugungskraft, das Tatzeugnis, der Mut zur Vielfalt in der Gebetskultur und das Engagement für die Ökumene entscheidende Prüfsteine, an denen sich Religion bewähren müsse. Doch die Alternative, eine Gesellschaft ohne Gott, sei wie ein Betäubungszustand.

Die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Rolle Polens in Europa war nicht das einzige, was die 14. Studientagung zu bieten hatte: ein stimmungsvolles, hochklassiges Konzert mit dem Chor der medizinischen Akademie Danzig in der frisch renovierten Peter-und-Paul-Kirche; der traditionelle Gottesdienst in der Dorotheenkirche, gut einen Monat vor ihrer offiziellen Weihe; der Ausflug in die malerische Kaschubei, die uns eine Deutsche nahe brachte, die den Sommer über an die Orte ihrer Kindheit zurückkehrt; und nicht zuletzt die vielen persönlichen Begegnungen zwischen heutigen und früheren Danzigern bereicherten die gemeinsame Woche an der Ostsee.

Es wäre wünschenswert, wenn sich in Zukunft noch mehr Teilnehmer aus Deutschland an dieser Studientagung und Begegnung in Danzig beteiligen würden. In diesem Jahr waren immerhin schon sechs Anwesende aus Deutschland unter 50 Jahre alt. Diesen Trend sollten wir fortsetzen und uns bemühen auch die Adalbertus-Jugend einzubinden. Die Tagung – die 2007 erstmals durch Mittel des Bundesministeriums des Inneren finanziert wurde, hat sicher nach 14 Auflagen noch nicht die Tradition der „Gementreffen". Sie ist aber inzwischen sicher ein unverzichtbarer Bestandteil der Verständigung zwischen Deutschen und Polen, ein Ort, an dem Begegnung möglich wird und Konflikte zwischen den Völkern konstruktiv debattiert werden.

Wir laden Sie/Euch schon heute herzlich zur Teilnahme an der 15. Deutsch-Polnischen Studientagung vom 19. bis 26. Mai 2008 ein. **Adalbert Ordowski**

Gesprächskreis „junger Erwachsener", 40. Gementreffen, 1986.

Und sie beweg(t)en sich doch

Nach mehr als 60 Jahren liegt die Verantwortung auf vielen jungen und ganz jungen Schultern

Mehr als 20 Jahre ist es her, dass Dorothea (Dorle) Gerenkamp und ich eine Bestandsaufnahme der Arbeit der jungen Generationen wagten, ein wenig in die Zukunft blickten und dies in der Festschrift zum 40. Gementreffen des Adalbertus-Werkes veröffentlichten. Mehr als 20 Jahre später fällt die Bilanz positiv aus.

Aber kommen wir zunächst zum „Status Quo" des Jahres 1986. Im Mai des Jahres erreichte die ehemaligen Mitglieder der Adalbertus-Jugend (also die über 25-Jährigen) und die jungen Erwachsenen, die aus Danziger Familien stammen oder sich der Arbeit der Danziger Katholiken verbunden fühlen, ein Brief der Vorstände der Adalbertus-Jugend und des Adalbertus-Werkes sowie ehemaliger Jugend-„Funktionäre". Der Inhalt des Schreibens war bemerkenswert. Die Jüngeren unter den Unterzeichnern luden ein, beim 40. Gementreffen einen „Kreis junger Erwachsener" zu bilden, um quasi die „fehlende" Teilnehmer-Generation zwischen Adalbertus-Werk und -Jugend in die Arbeit zu integrieren. Die Älteren der Unterzeichner sahen, dass der Generationsabstand zwischen den langjährigen Gemenfahrern und der jüngeren Generation inzwischen so groß geworden war, dass Arbeitsweise und Themenauswahl nur noch bedingt junge Menschen ansprechen konnten. Die Hoffnung auf Impulse aus der Generation derjenigen, die potenziell dem „Kreis junger Erwachsener" zuzuordnen waren, war groß im Vorstand des Adalbertus-Werkes, denn die Adressenliste derer, die dem Kreis junger Erwachsener angehören wollten, umfasste im Jahr 1986 rund 53 Namen.

Eine Hoffnung, die sich erfüllt hat. Wenn sie sich auch nicht unbedingt in quantitativer, aber immerhin in qualitativer Hinsicht manifestiert.

Dorles und meine damalige Einschätzung, es werde sich ein kleiner Zirkel bilden, der fortan mehr Verantwortung auch im Werk übernehmen werde, war zwar nicht gerade kühn, stand aber auf nicht unbedingt festen Beinen. Zu stark waren oftmals die Differenzen in der Auffassung über Arbeitsstrukturen zwischen Adalbertus-Werk-Vorstand und seinem Vorsitzenden auf der einen und den „nachkommenden" Frauen und Männern auf der anderen Seite. Eine Tatsache, die sich unmittelbar auf die Motivation der jungen Erwachsenen und damit mittelbar auch auf die Inhalte der Arbeit auswirken musste.

Was noch hinzukam: Es waren die Jahre, in denen genau jene Kandidatinnen und Kandidaten sich beruflich finden mussten und nach und nach auch Familien gründeten.

Und dann – Jahre später – geschah etwas, das wohl selbst die Optimistischsten unter den Optimisten nicht zu prognostizieren gewagt hätten. Einige, die einst genau in der Situation gewesen waren, den Sprung von

„Junge Erwachsene“ auf dem 60. Gementreffen, 2006.

der Adalbertus-Jugend zum -Werk nicht gewagt zu haben, kamen wieder nach Gemen zurück. Mit ihren Kindern. Mit dem Gefühl, das ihre Eltern gehabt hatten, als diese einst in den 1950er und 1960er Jahren mit ihnen nach Gemen gefahren waren.

Zeitsprung: 2007. Das 60. Gementreffen liegt nun hinter uns. Und Frauen und Männer eben dieser dritten Generation – acht sind im inneren Vorbereitungskreis – trugen die Verantwortung mit, dieses große Treffen zu organisieren, mit politischen und geistlichen Inhalten zu füllen. Wir haben uns aufeinander zu bewegt, ältere und jüngere. Wir arbeiten gemeinsam. Auch im Geiste derer, die schon nicht mehr unter uns sind. Es ist eben dieser kleine Zirkel geworden, den Dorle und ich 1986 erwarteten.

Aber was das Erstaunlichste an diesen Entwicklungen ist: Es geht noch weiter. Jetzt stemmen die ganz Jungen aus der Adalbertus-Jugend eine weitere, immens wichtige Aufgabe: die Begegnung mit Jugendlichen anderer Länder und Nationen. Aber davon sollen sie selbst berichten.

■ Eine, die erzählen kann, was einen jungen Menschen dazu bewegt, sich der Arbeit von Adalbertus-Werk und -Jugend nahe zu fühlen, ist Nina Henseler. Ihr Urgroßvater war Albert Posack bei der Gründung des Adalbertus-Werkes Vizevorsitzender. Ihre Großmutter Christel Gollmann trägt seit vielen Jahren die Arbeit in und rund um Gemen mit, lange Jahre auch im Vorstand des Werkes. Nina ist die Tochter von Ingrid Henseler, geb. Gollmann, die damals wohl auch zu denen zählte, die sich vielleicht nicht ganz sicher waren, ob Adalbertus-Werk, Gemen, Versöhnungsarbeit in der damaligen Form das Engagement lohnten. Sie kam irgendwann mit ihren Kindern wieder nach Gemen zurück. Darunter eben auch Nina.

adalbertusforum: ***Nina, erzähl’ doch mal von Anfang an, wie sich deine Beziehung zu Gemen und der Arbeit von Adalbertus-Werk und -Jugend entwickelt hat.***

Nina: Mein erstes Gementreffen liegt bereits so lange zurück, dass ich mich nicht mehr daran erinnern kann (wahrscheinlich konnte ich damals weder laufen noch sprechen). Meine Mutter, von der ja schon die Rede war, hat mich damals als kleines Kind einfach mitgenommen. So ging das Jahr für Jahr, Gemen war immer ein fester Bestandteil unserer familiären Urlaubsplanung und das hat sich bis heute nicht geändert. Früher war es das Kinderprogramm, an dem ich teilgenommen habe, mittlerweile ist es das Jugendprogramm, welches ich gemeinsam mit anderen organisiere und teilweise leite. Früher war ich einfach nur eine Teilnehmerin des alljährlichen Gementreffens, mittlerweile bin ich Mitglied des Adalbertus-Werkes e. V., stellvertretende Sprecherin der Adalbertus-Jugend und das von der Jugend gewählte „geborene“ Vorstandsmitglied des Adalbertus-Werkes.

Für diese Entwicklung gibt es mehrere Gründe, aber letztlich liegt es an meiner „Beziehung“ zu Gemen und zu der Adalbertus-Jugend, die nicht wirklich einfach in Worte zu fassen ist. Außenstehende, die mich nach meinem Urlaub fragen und denen ich erzähle, dass ich auf dem „Treffen der katholischen Jugendlichen aus Danziger Familien“ war, verstehen auch nach mehreren Erklärungsversuchen nicht, was dieses „Gemen“ eigentlich ist. Wer das verstehen will muss einfach einmal dabei gewesen sein, man muss einmal das „Gemen-Feeling“ erlebt haben, und nur dann kann man verstehen, warum die meisten immer und immer wieder kommen. Genau dieses Gemen-Feeling ist es, was mich dazu gebracht hat mitzuarbeiten. Anfangs waren es nur die Arbeitstagungen, an denen ich mit teilnahm, später, im Sprecherteam, wurden dann gemeinsam weitere Tagungen für die Jugendlichen in Danzig und einmal sogar in Litauen organisiert. Weiterhin wurde die Adventstagung, die es früher traditionell schon mal gab, wieder ins Leben gerufen.

Wir lernten neue Leute in aller Welt kennen, und sie wurden Teil der Adalbertus-Jugend, ob mit oder ohne Danziger Hintergrund.

Im Moment gibt es in unseren Reihen viele Jugendliche bzw. junge Erwachsene aus ganz Deutschland, Polen und Litauen, die sich neu kennen lernen oder bereits seit Jahren kennen. Jugendliche, die sich immer wieder darauf freuen sich zu sehen, ob in Gemen, Danzig, Groß-Gerau oder Bonn. Ich freue mich immer wieder auf jede auch noch so kurze und kleine Tagung, und darum bin ich gerne bereit, bei der Planung und den Abläufen dieser Tagungen dabei zu sein und ab und zu ein wenig oder mehr Zeit zu „opfern“, damit auch alles klappt und damit es weitergeht.

Welchen Anteil an deinem jetzigen Engagement haben deine Eltern und deine Großeltern?

Meine Oma war früher selbst aktiv im Vorstand, und meine Mutter leitet seit mehreren Jahren das Kinderprogramm bei den Gementreffen. Vielleicht ist es daher eine Art „Familientradition“, sich irgendwie in Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend zu en-

gagieren. Aber letztlich ist es doch meine eigene Entscheidung gewesen, jedes Jahr wieder nach Gemen zu fahren und mich dann irgendwann bei der Wahl zur Sprecherin aufstellen zu lassen. Aber irgendwo gibt es schon diesen familiären Hintergrund bei meiner Arbeit, vor allem wenn man bedenkt, dass schon mein Urgroßvater bei der Planung der ersten Gementreffen beteiligt gewesen ist. Gemen ist für den „Gollmann-Clan“ ja nicht nur Gemen, sondern ab und zu auch ein großes Familientreffen, das man nicht missen möchte.

Die politischen Verhältnisse haben sich seit der Zeit, als deine Großmutter nach Gemen kam, drastisch verändert. Du als junger Mensch kennst nur noch politische Rahmenbedingungen, in denen Begegnungen zwischen Ost- und Mitteleuropäern und Deutschen fast schon selbstverständlich sind, nicht mehr an Grenzen scheitern. Kann sich diese Begegnungsarbeit deiner Meinung nach noch entwickeln? Und, wenn ja, wohin?

Seit dem „Fall der Mauer“ ist nicht nur der Weg in die nun neuen Bundesländer frei, sondern darüber hinaus auch in den östlichen Teil Europas. Einen noch besseren Weg für eine Begegnung zwischen Ost und West ebneten die Staaten Europas im Zuge der EU-Osterweiterung am 1. Mai 2005. Eigentlich ist jetzt alles geschafft, die Grenzen sind offener denn je und Jugendliche aus aller Welt könnten sich auch ohne Vereine und Verbände wie die Adalbertus-Jugend oder die Aktion-West-Ost treffen. Von daher könnte man meinen, dass eine Arbeit wie die Unsere im Laufe der Jahre überflüssig geworden sei, und entwickeln könne sich hier bestimmt nichts mehr. Aber dem ist meiner Meinung noch lange nicht so. Noch immer beherrschen oft Vorurteile über andere Länder und deren Bewohner das Miteinander in Europa. Was bringt ein gemeinsames Europa, wenn man nicht aufeinander zugeht, sich nicht trifft, sich nicht kennen lernt, nicht mal ein Bier zusammen mit den europäischen Nachbarn trinkt, nicht zusammen arbeitet und vor allem nie die Geschichte, die vielleicht der Ursprung aller Vorurteile ist, gemeinsam aufarbeitet. Jetzt, wo die Grundlage für ein gemeinsames Europa gelegt ist, sind wir dafür da, es zu leben.

Die Adalbertus-Jugend setzt genau hier an. Wir versuchen bei all unseren Treffen unser gemeinsames Europa zu leben, ob in Deutschland, Polen oder Litauen, ob dabei eine Wandzeitung, Radiobeiträge oder ein ganzer Film entstehen, ob auf Polnisch, Deutsch, Litauisch oder Englisch kommuniziert wird oder ob dabei Alt, Kölsch, Pils oder Tyskie getrunken wird. Die Entwicklung die wünschenswert für unsere Arbeit wäre, ist einzig und allein, dass es noch mehr junge Menschen gibt, die bei diesen Begegnungen teilnehmen wollen, um Europa zu leben. Entwickelt haben wir uns, wie ich finde, genug, jetzt ist es an der Zeit das Erreichte zu optimieren.

Artikel und Interview Arndt Brede

Zum 60. Todestag von Bischof Maximilian Kaller

Diese Gedenkrede hielt Hanna Sebulke 1948 vor einem großen Forum in Berlin. Der Vortrag fand ein gutes Echo und bewies die Zuneigung und Dankbarkeit, die auch die Berliner Kaller bewahrt hatten. Hanna Sebulke wurde vom Bischof Kaller 1941 zur Leiterin des „Mädchenschutzbundes“ der Diözese Ermland ernannt.

Am Abend des 7. Juli 1947 kam über den Rundfunk die Nachricht vom Ableben unseres Bischofs Maximilian Kaller. Bald erreichte uns die Todesanzeige: „Gott der Herr rief am 7. Juli 1947 seinen treuen Diener, den Hochw. Herrn Maximilian Kaller, Bischof von Ermland, in die ewige Heimat.“

Er stand im 67. Jahr seines Lebens, im 45. Jahr seines Priestertums, im 17. Jahr seines bischöflichen Amtes.

Aus seinem Bistum vertrieben, verzehrte er sich in der Sorge für seine verstreute Herde, getreu seinem Wahlspruch: „Caritas Christi urget me!“ In der Nachfolge seines Meisters wurde er gewürdigt, das Kreuz der Verbannung zu tragen und in Armut zu sterben.

Der Bischof war zwischen zwei Reisen für anderthalb Tage in seine ärmliche Frankfurter Notwohnung gekommen, als Gott ihn heimrief. Am anderen Tag wollte er weiter zu einer Priester-Tagung und war gerade dabei, alles dafür Notwendige zurechtzulegen. Plötzlich hört sein im Nebenzimmer weilender Sekretär ein Röcheln; er stürzt zu ihm und findet ihn im Sessel zusammen gesunken sterbend. Er kann ihm noch die hl. Ölung spenden.

Der Bischof wurde behelfsmäßig aufgebahrt und dann in einem armen Kiefernsarg auf einem Lastwagen nach Königstein überführt, wo ihn seine ermländischen Priester zu Grabe trugen, sich ihrer Tränen nicht schämend. Einer von ihnen schrieb mir von der Beerdigung: „Wir waren nach Rulle gefahren zu dem Priestertreffen und dort überraschte uns die Nachricht vom Tode unseres Bischofs. Zwanzig von uns fuhren sofort in beschwerlicher Nachtfahrt nach Frankfurt und trafen zwei Stunden vor der Beerdigung in Königstein ein. Wir standen um den schmucklosen Sarg und schämten uns nicht unserer Tränen. Dr. Fittkau celebrierte die hl. Messe, in der wir kommunizierten und Abschied nahmen. Niemals habe ich die äußere Heimatlosigkeit so empfunden wie an diesem Sarg. Um uns herum war alles so kalt. Da wir Ermländer keinen standesgemäßen Anzug hatten, sondern nur unsere mottenzerfressenen Caritas-Anzüge, wollten uns die Herren „Confratres“ am liebsten nicht im Zuge mitgehen lassen, rümpften jedenfalls die Nase über uns. Mit einiger Energie setzten wir es aber durch, dass sechs von uns den Bischof trugen und der Rest sich wie ein verlorener Haufen um den Sarg scharte.“

Wie alles beendet ist, stimmt einer von ihnen an das heimatliche „Salve Regina“ und „Mitten in dem Leben sind wir vom Tod

Dom und Domburg zu Frauenburg, die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä wurde zwischen 1329 und 1388 errichtet; Bischofssitz des Bistums Ermland/Warmia bis heute.

umfangen“ und „Herr, gib Frieden dieser Seele“. Da war es bei manchem mit der letzten Fassung vorbei. Am Grabe dieses letzten Bischofs von Ermland haben Priester geweint, denen man eine solche Weichheit nicht zutrauen möchte. Es ist etwas Kostbares um diese Priester-Tränen an diesem Bischofsgrab. Sie kamen nicht aus Gefühlsüberschwang weicher Herzen – waren es doch Priester, die die Narben des Krieges, die Entbehrungen der Gefangenschaft und die Wetterstürme der Diaspora im Gesicht geschrieben trugen. Sie waren Ausdruck einer Wirklichkeit, die hier überwältigend aufleuchtete: „dieser Bischof und diese Priester gehören zueinander nicht allein durch die Ordnung des Kirchenrechtes, durch das Band der übernatürlichen Vaterschaft, sie waren eins in einer Gemeinschaft, er war ein Stück von einem jeden von ihnen geworden.“

Was an diesem Bischof zuerst in die Augen fällt, ist die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der er das Schicksal seiner Landsleute teilte: wie sie alle heimatlos, rastlos, völlig arm. Nach Jahren fand er endlich in Frankfurt am Main eine kleine Notwohnung in einem wenig schönen Haus mit drei Zimmern; eines für ihn, das Zweite für den geistl. Sekretär, zugleich Büro, das Dritte für seine Schwester, gleichzeitig Esszimmer. Der Erste, der es ihm ermöglichte, seine Schulden beim Bäcker zu bezahlen, war der Küster des Frankfurter Domes, in dem Bischof Kaller als Quasi-Kaplan täglich celebrierte. Dieser einfache Mann machte sich Gedanken, wovon der vertriebene Bischof eigentlich lebe und brachte schließlich seine Frage vor. Er war es, der den Pfarrer in Bewegung setzte, bis schließlich Bischof Gröber sich der Not erbarmte, die vor allen Dingen eine Not des Nicht-Helfen-Könnens war.

Die Amerikaner hatten ihm eine schöne Villa angeboten. Er lehnte ab: „Es ziemt sich nicht, dass der Bischof der Vertriebenen besser wohne als der letzte seiner Priester!“ Er wollte das Schicksal der Seinen wenigstens teilen, wenn er schon nicht unmittelbar helfen konnte.

So hatte er auch niemals ein Auto. Wie andere hat er auf der Landstraße gestanden und gewartet, dass ihn jemand mitnehme, als die Züge noch nicht oder nur sehr schlecht verkehrten. Wie andere ließ er sich unterwegs im Bahnhofsbunker ein Bett anweisen und nahm die armselige Mahlzeit an. Das erregte natürlich Aufsehen – und manch einer nahm Anstoß. Ihm schien es selbstverständlich: immer hat er es ernst genommen als Mitglied des dritten Ordens vom hl. Franziskus. Er suchte die Armut nicht, aber er nahm sie an und trug sie bereitwillig, um den Seinen zu helfen und dem Herrn zu gehorchen. So wurde er ohne sein Wollen bald der populärste Bischof, geliebt bis weit in die Kreise der getrennten Brüder hinein.
(Die Jugend erzählte sich u. a. die Geschichte von dem betrunkenen Soldaten, der ihn ohrfeigte: „Sprechen wir nicht davon, nehmen wir es hin für Christus!“ Und was der Bischof doch für ein Choleriker ...)

Auf dieser Gesinnung beruhte wohl seine starke Wirkung auf die Menschen; er besaß eine Ausstrahlung, die aus einer tiefen Innerlichkeit kam, gefasst in seinem Wahlspruch „Caritas Christi urget me!“

Diese Liebe brannte in ihm und ließ ihn nicht rasten. Die Kraft holte er aus dem Gebet. Er hielt seine Betrachtung am Morgen, wann immer abends der Tag geendet haben mochte. Er hielt sie mit seinen Priestern, er hielt sie zuweilen auch mit uns, seinen Mitarbeitern. Dann strahlte seine Liebe und Innerlichkeit auf. Unvergesslich ist mir eine kurze Ansprache am Morgen einer Caritas-Konferenz in Königsberg über das

Am 7. Juli 1947 – vor 60 Jahren – starb in Frankfurt am Main der Bischof von Ermland Maximilian Kaller, Sonderbeauftragter für Flüchtlinge und Vertriebene aus dem deutschen Osten. Hier: Bischof Kaller in Werl 1947. Neben dem Bischof sein Kaplan Dr. Gerhard Fittkau.

Evangelium vom Fischfang: „Duc in altum! Fahrt hinaus in die Tiefe, in die Einsamkeit, um dort Christus zu begegnen, so dass Christus dann auch wieder aus euren Worten und Taten strahlt. Dass Er es letztlich ist, der durch euch die Menschen anspricht.“ (Man kann in Worten den Eindruck schwer schildern; aber noch heute nach zwanzig Jahren höre ich noch sein väterlich mahnendes, beschwörendes Wort, das alle Arbeit begleitet: Duc in altum!)

Maximilian Kaller wurde 1880 in Beuthen O/S geboren. Er entstammte einer reichen Kaufmannsfamilie. Über seine Jugendjahre, das Wachsen seines hohen Berufes wissen wir kaum etwas. Stille liegt darüber.

1903 sprach er vor seinem Bischof das Adsum und empfing als einer der Jüngsten die hl. Priesterweihe. Ob er in diesem Augenblick geahnt hat, was es bedeutet, Priester zu sein?

„Nun nenne ich euch nicht mehr Knechte, nein, Freunde nenne ich Euch – das heißt doch teilhaben am Schicksal des Herrn: mit Ihm andere trösten – und auf sich nehmen alles Leid, mit Ihm in Seiner Vollmacht lossprechen – und auf sich nehmen die Sühne, mit Ihm bringen den Frieden – und auf sich nehmen alle Dunkelheit, Verkennung, ja den Hass ...

Nach zweijähriger Kaplanszeit in Groß Strehlitz O/S sendet ihn das Vertrauen seines Bischofs 1905 an einen der schwierigsten Plätze des Bistums: Bergen auf Rügen. Die Stelle war lange vakant gewesen und die Leute wollten gar keinen Priester haben. Sie schrieben an die bischöfliche Behörde, sie seien so lange ohne einen ausgekommen und dabei könne es auch bleiben. So empfing man den jungen Priester mit eisigem Misstrauen und störrischer Zurückhaltung. Lange Zeit hindurch kamen höchstens zehn Leute zum Gottesdienst, aber niemand zu den hl. Sakramenten, „ecce enim orat ...“ damals hat Kaller beten gelernt. Stunde um Stunde hat er vor dem Tabernakel gekniet, mit Gott gerungen. Während wir beten, bewegt Gott die Seelen; langsam wurde der Widerstand abgebaut. Ein altes Mütterchen kam nach Monaten als erste zur hl. Beichte. Als Pfarrer Kaller sie nachher fragte, warum sie wohl gekommen sei, antwortete sie treuherzig: „Herr Pfarrer, Sie haben mir so leid getan.“ So hat er sich allmählich die Herzen der Seinen erobert. Vor allem aber wurde er der treueste Anwalt und Helfer der polnischen Saisonarbeiter, dieser vielfach entwurzelten Menschen, die von den Großgrundbesitzern oft schamlos ausgenutzt wurden.

Gewiss: er riss ihnen die Schnapsflasche aus der Hand und zertrat sie. Aber er wurde in dieser Zeit selbst Abstinenz, um auch mit diesem Opfer helfen zu können. Er traute sie auch ohne Papiere und zahlte lieber die Gerichtsstrafe. Er hetzte sein Pferd fast zuschanden, wenn irgendwo im entlegendsten Winkel der Insel einer sterbend nach ihm

rief, er schleppte im Winter das Fahrrad über Eis und Schlamm, verirrte sich im unwegsamen Wald – keine Mühe war ihm zuviel für diese Armen. Aber gleichzeitig war er auch ihr unerschrockener Helfer und Wahrer des Rechtes gegenüber den großen Herren – die Armen lohnten es ihm: sie brachten ihm nicht nur ihre schwer verdienten Silberstücke für seine Kirchenbauten, sie trugen ihm ihre Sünden in den Beichtstuhl, auch wenn sie in der Nacht aufbrechen und vielleicht lange Stunden warten mussten, bis sie endlich an der Reihe waren ...

Wie gern wäre er auf Rügen geblieben, wo in elfjähriger, harter Pionierarbeit eine lebendige Gemeinde erwuchs, sodass die Pfarrkirche in Bergen vergrößert werden musste und zwei neue Kirchen entstanden: Garz und Stella Maris in Sellin, aber der Herr vertraut ihm eine größere Aufgabe an: St. Michael in Berlin wartet auf ihn.

Er beginnt dort seine Arbeit in dem furchtbaren Kriegswinter 1917 mit seinen Entbehrungen, seiner Hoffnungslosigkeit, dem Zerfall jeglicher Moral. St. Michael liegt im Osten Berlins mit dunklen und verrufenen Winkeln, wo das Strandgut Unterschlupf suchte, die Dirnen, die Zuhälter, die Obdachlosen. Seine Pfarrkinder waren nicht die Reichen, sondern die kleinen Leute. Wieder beginnt er ganz von vorn, eine Pfarr-Familie aufzubauen: einer muss wissen, muss sich sorgen um des anderen Not, wie es in einer guten Familie geschieht. So geht er an die Arbeit, findet aus der Not heraus, neue bahnbrechende Methoden der Seelsorge, die bald Aufsehen erregten, zur Nachahmung aneiferten. Das war das eigentlich Neue: er konnte jeden Laien brauchen zur Mitarbeit im Reich Gottes. Er übertrug ihnen Verantwortung und verstand darunter nicht nur das Schmücken der Altäre. Immer gehörten Laien zum engsten Kreis seiner Berater, achtete er ihre Zuständigkeit und Urteilskraft: er traute ihnen etwas zu!

Zwei Zentren hatte die Arbeit: das Pfarrhaus und den (Schlesischen) Bahnhof. Also Bahnhofsdienst, Mädchenschutz, Sorge um alle Zuziehenden mit Eingliederung in die Standesgruppen, Sorge um die Gestrandeten, die Dirnen und Straffälligen, Sorge um die Einsamen, die Alten. Sein ganzes Herz und seine Kraft gehörten der Seelsorge, nicht der Verwaltung. In kirchlichen und caritativen Fragen war er von der Kühnheit eines Großkaufmanns Gottes. Das Wort „Unmöglich“ gab es für ihn nicht. (Ich habe es selbst einmal bei einer Besprechung in Frauenburg zu hören bekommen, als ich auf große Kosten und sonstige Schwierigkeiten hinwies: „Das Wort ‚unmöglich‘ darf es nicht geben für einen, der im Dienst Gottes steht!“)

Der tägliche Andrang, all die Not und Sorge, die Last der Verantwortung war nur zu bewältigen in der Stille, aus der er selbst lebte, und zu der er seine treuesten Helfer immer wieder hinführte: das Gebet, das hl. Messopfer, die hl. Kommunion. (Die tägl. hl. Kommunion war damals noch etwas völlig Ungewohntes, aber Pfarrer Kaller ermutigte die Seinen dazu und führte sie innerlich ständig weiter.)

So war es ihm ein Gipfelpunkt aller seelsorglichen Erfolge, dass es ihm als Pfarrer von St. Michael vergönnt war, als erster die große Fronleichnamsprozession wieder auf die Straßen zu führen, und der andere, ebenfalls aus seiner Hirtensorge gekommen, der große Krankentag. Jeder musste helfen, Kranke in die Kirche zu bringen, der nur irgendeine Möglichkeit dazu hatte. So kamen hunderte von Bettlägerigen nach Jahren wieder einmal in das Gotteshaus zur hl. Messe. Der Pfarrer tröstete und segnete sie nicht nur, er gewann sie für das Apostolat des Leidens. Sie die Kranken, die Alten wurden seine wichtigsten und besten Helfer. So wundert es uns nicht, dass gerade aus St. Michael die meisten Priesterberufe hervorgegangen sind und noch hervorgehen. Beispiele sind es, die hinreißen. „Da mihi animas!“ – wie oft mag Pfarrer Kaller so vor dem Tabernakel gebetet haben und Gott schenkte ihm als schönste Frucht viele und gute Priesterberufe.

Denkmal des berühmten Astronomen Nikolaus Kopernikus am Fuß des Domberges. Kopernikus lebte zwischen 1510 und 1546 meist im Dombezirk und wurde in Kathedrale begraben.

Lastender wird die Verantwortung im Jahre 1927, als er zum Apostolischen Administrator in Schneidemühl ernannt wird. Wieder der wehe Abschied von St. Michael, wieder ein hartes, mühevolles Beginnen. Unermüdlich setzt er sich ein im neuen Wirkungskreis, ermuntert die Guten, ermahnt die Saumseligen, kennt bald jeden Winkel des ihm anvertrauten Gebietes mit allen Sorgen und Nöten – da heißt Gott ihn wieder wandern: 1930, an seinem 50. Geburtstag erreicht ihn die Ernennung zum Bischof von Ermland. Nuntius Orsenigo erteilt ihm am 28. Oktober, dem Fest der Apostel Simon und Judas Thaddäus, die Bischofsweihe.

Die Fülle der priesterlichen Gewalt wird ihm übertragen – ob er gewusst hat an diesem festlichen Tag, dass es auch bedeutet die Fülle des Mitleidens mit Christus seinem Herrn? Wir können es fast annehmen. Von Anfang an sah er nicht die hohe Würde, sondern weit mehr die Bürde, die ungeheure Last der Verantwortung.

Wieder war es ein schweres Anfangen. Die Ermländer hätten lieber einen der ihrigen zum Bischof gehabt, nun kam ein „Fremder“. (Ich habe es selbst erlebt: als „Fremder“ wird man zunächst einmal abgelehnt und es braucht viel Zeit und nicht geringe Mühe, um akzeptiert zu werden. Ist das aber geschehen, dann gehört man einfachhin dazu.) Aber Bischof Kaller erschloss sich bald die Herzen, als er von der eigenen Kleinheit sprach und der Größe der Aufgabe und alle bat, ihm doch zu helfen. Er wollte nichts weiter sein als der erste Pfarrer seines Bistums: „Gott sei Dank habe ich für die Verwaltung einen so tüchtigen Generalvikar!“

Das Bistum Ermland ist sehr ausgedehnt: da ist der katholische Kern, das Ermland, dann aber die weite Diaspora von Marienburg bis Memel, von Frauenburg bis Lyck. Der Diaspora gehörte die besondere Liebe des Bischofs, unermüdlich war er unterwegs, um alles kennen zu lernen. Damals ging das Wort um: „Wer ist der wichtigste Mann im Bistum?“ „Der Chauffeur des Bischofs!“

Ich habe es selbst erlebt, wie der Pfarrer den Kapläne den bevorstehenden Besuch des Bischofs ankündigte und hinzufügte, sie möchten dann doch mindestens eine halbe Stunde früher aufstehen als sonst und pünktlich im Beichtstuhl sein. „Ich gratuliere Ihnen, der Bischof ist noch eher da!“ So war es auch. Für jeden hatte er Zeit und war immer bereit zu helfen. So vertraute ihm ein Bürgermeister nach der hl. Beichte den großen Kummer darüber an, dass die beiden Ordensschwestern seiner Gemeinde weggenommen werden sollten. Da sprang Bischof Kaller so impulsiv auf, dass auch der Mann voller Schreck den Beichtstuhl verließ und fürchtete, etwas angerichtet zu haben. Aber der Bischof schüttelte ihm herzlich die Hand und sagte dazu: „Herr Bürgermeister, ich verspreche ihnen, die Schwestern bleiben!“

Alle wollte er persönlich kennen lernen, die Lehrkräfte, die Katechetinnen, die Helfer im Laienapostolat. Dass ihm das Werk für Priesterberufe besonders am Herzen lag,

brauche ich kaum zu erwähnen. Er sorgte sich auch um seine Priester. Die große Verlassenheit und Mühseligkeit der Diaspora ist ihm nur zu vertraut. Darum pflegt er besonders die großen Zusammenkünfte der Priester, die an sechs verschiedenen Orten des Bistums durchgeführt werden, so dass jeder teilnehmen kann. Ob es Fastenpredigten sind oder die großen „Wallfahrten“, immer ist es ein unermüdliches Wirken in die Tiefe hinein. Er möchte die Seinen Gott näher bringen und darum ringt er um ein vertieftes eucharistisches Leben. Als ihm einmal jemand entgegenhielt, dass die Kommunionzahl nicht entscheidend sei, gab er zur Antwort: „Ich weiß, dass eine Gemeinde mit vielen Kommunionen noch keine gute Gemeinde zu sein braucht, aber ich weiß mit Sicherheit, dass eine mit wenig Kommunionen keine gute Gemeinde ist!“

„Weil du Wohlgefallen fandest vor Gott, musste die Prüfung dich bewähren!“ Gott hat ihm zugetraut, das Kreuz des Misserfolges zu tragen: zugrunde gegangen ist schon im „Dritten Reich“ das eben begonnene, bahnbrechende Siedlungswerk, zugrunde gegangen sind die Organisationen, die ebenfalls Hitler vernichtete, zugrunde gegangen sind die blühenden Gemeinden, für

Wiedererrichtetes bischöfliches Palais – heute befindet sich hier ein Kopernikus-Museum.

die er sich mit seinem Herzblut eingesetzt hatte, aber „Das Unsichtbare, das Innerste, das hinter seinem äußerlich wahrnehmbaren Wirken stand, haben seine Ermländer mitgenommen auf die bittere Wanderschaft in die Heimatlosigkeit, und bald konnte man sich überall überzeugen, dass der ermländische Baum gute Früchte trug.“ Wie hat er das erreicht? Ecce enim orat. Das Beten und Ringen um die Seelen hat er gekannt. Aber er hat auch uns durch sein Beispiel erzogen. Wie kamen wir zuweilen hastig an und sahen noch, wie er den Rosenkranz aus der Hand legte. So hat er sich auf eine Besprechung vorbereitet. Bei uns Nervosität, bei ihm ruhige Gelassenheit bis zum letzten Tag. Als die Russen immer näher kamen, sagte er: „Wenn wir gehen müssen, soll jeder Pfarrer als letzter seine Pfarrei verlassen und ich als Bischof will der letzte Priester sein, der das Land verlässt.“

Seine unerschütterliche Ruhe und Gottverbundenheit verhalfen ihm zu dieser Haltung. Das heißt nicht, dass er immer in seelischer Hochstimmung gelebt hätte. Es gab schwere und bittere Enttäuschungen. Er wurde kritisiert und scharf hergenommen. Er kannte die innere Dunkelheit und Unsicherheit; auch das Letzte und Schwerste: die innere Verlassenheit, in der man nach Gott schreit und Gott antwortet nicht.

Dann beginnt die Passion. Wir kennen seinen Weg: von der Gestapo wird er über das Eis der Nehrung nach Danzig verbracht, dann weiter abgeschoben nach Halle.

Der bischöfliche Ring der Treue brennt ihm an der Hand, er verzehrt sich in der Sorge um die Seinen, macht das Unmögliche möglich: mit einem Handwagen macht er sich auf den Weg nach Allenstein, um dort das Härteste zu erfahren. Ein polnischer Geistlicher eröffnet ihm, der Hl. Vater verlange von ihm den Verzicht auf sein Bistum. Treue zum Hl. Vater ist ihm das Letzte und Höchste, so leistet er blutenden Herzens die Unterschrift (deren Unrechtmäßigkeit sich später erweist) und geht den Weg zurück nach Halle.

„Steh du uns bei, Herr Jesus Christ, Du weißt ja, was die Fremde ist“ – das hat Bischof Kaller ausgekostet bis zum Letzten. Selbst arm, ohne rechtes Unterkommen, ohne Einkünfte quält ihn doch nur eines: die Not, dass er nicht helfen kann.

Immer mehr aber erschließt sich ihm die letzte Quelle der Hilfe, seine höchste Berufung: mit Christus das Kreuz der Seinen auf sich zu nehmen. So nimmt er das unsagbare Leid an, nimmt es mit hinein in das Opfer des Herrn, dass es umgewandelt werde in das Gold der Gnade.

Andere möchte er gewinnen für diese Gesinnung, einen Kreis von Menschen, die bereit sind, um des Herrn willen sich dem Dienst an den Brüdern hinzugeben bis zum Tode, um durch dieses Beispiel Zeugnis abzulegen für die Macht der Liebe Christi.

„Liebt doch Gott die leeren Hände ...“ Nun waren seine Hände leer, sein Herz gänzlich leer vom eigenen Ich, ausgeglüht und ausgebrannt im Feuerofen der Verachtung, der Leiden. Er verzehrte sich in der Sehnsucht nach der letzten Hingabe: „Brüder lasst uns nicht abweichen von dem großen Sehnen der Kinder Gottes“, sagt er den Seinen. (...)

Hanna Sebulke

Nachdruck aus „Ermlandbrief“, Pfingsten 2007

Liebe Leserinnen und Leser,

in unserer Heimatbrief-Sammlung fehlen uns folgende Ausgaben für das Archiv:

1953: Nr. 2 Ostern
Nr. 3 Sommer
Nr. 4 Herbst
Nr. 5 Weihnachten
1954: Nr. 7 Sommer
Nr. 8 Weihnachten
1955: Nr. 9 Ostern
Nr. 10 Weihnachten
Juni, Juli, Aug., Sept., Okt., Nov., Dez.
1956: Nr. 13 Ostern
Nr. 15 Oktober
Nr. 16 Weihnachten
1957: alle Ausgaben
1958: alle Ausgaben
1962: September
1963: Jan., Febr., Sept.
1964: alle Ausgaben
1965: alle Ausgaben
1966: alle Ausgaben
1967: alle Ausgaben
1968: alle Ausgaben
1973: Juli
1984: Aug., Sept.

Sollten Sie von den aufgelisteten Ausgaben noch Exemplare besitzen, würden wir uns über deren Zusendung freuen.

Senden Sie diese Exemplare bitte an:
Alfred Ordowski
Schönwasserstraße 230 F
47800 Krefeld

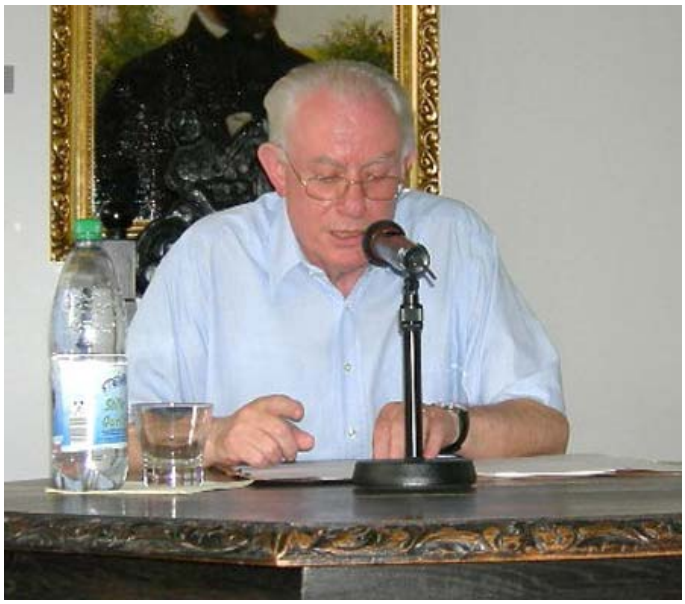
Wir bedanken uns im Voraus für Ihre Bemühungen.
Adalbertus-Werk e.V.

Adalbertus forum

Impressum

Herausgeber:
Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend
Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf
Redaktion:
Arndt Brede, Viola Nitschke-Wobbe, Wolfgang Nitschke (V.i.S.d.P.), Adalbert Ordowski
Redaktionsanschrift: Viola Nitschke-Wobbe
An der Wellenburg 17, 60437 Frankfurt am Main
Tel. (069) 95059470, Fax (069) 50685780
E-Mail: v.nitschke-wobbe@adalbertuswerk.de
Internet: www.adalbertuswerk.de
Gestaltung und Herstellung:
MediaService Wilczek GmbH
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77
E-Mail: wilczek.gmbh@t-online.de
Fotos: Archiv, Archiv beim Visitator Ermland, H. Derow, W. Nitschke, A. Ordowski, Regierung-online, R. Wegst.
Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 15,– Euro je Jahr erbeten.
Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)
Konto-Nr. 1519 66-435 **ISSN 1862-1627**

Lesung mit Gerhard Erb in Münster



Es war nur eine recht kleine Schar, die sich zur Autorenlesung am 10. Juni 2007 im Westpreußischen Landesmuseum in Münster-Wolbeck, eingeladen von der dortigen Kulturreferentin Magdalena Oxfort, zusammengefunden hatte. Doch diese Schar hatte es in sich. Denn unter anderem war die Nichte des Bischofs Splett, Roswitha van Vorst, gekommen, um mehr über die Publikation des Adalbertus-Werkes zu hören. Bevor Gerhard Erb Passagen aus seinem Buch vorlas, skizzierte er die Entstehungsgeschichte aus einem Vortrag bei der 11. Deutsch-Polnischen Studientagung und beschrieb die Historie des Bistums Danzig. Nach der Gründung des Freistaates war es ein Streitpunkt zwischen den polnischen und deutschen Katholiken in Danzig, ob es dem (deutschen) Bistum Ermland oder dem (polnischen) Bistum Kulm zugeschlagen würde. Daraufhin wurde eine Apostolische Administratur und schließlich das exemte, also direkt Rom unterstellte Bistum gegründet. Doch auch die Organisation der Seelsorge für Deutsche und Polen barg Konfliktpotenzial, wie Gerhard Erb ausführte. Doch das war nichts im Vergleich zu den massiven Eingriffen der Nationalsozialisten, der Verschleppung und Ermordung von (polnischen) Priestern und des Verbots der polnischen Sprache sogar im Beichtstuhl.

Fast zwei Stunden hörte die Gruppe aufmerksam den Schilderungen zu. Menschen, die dem Schützenfest Wolbeck oder dem Hafenfest Münster den Vorzug gegeben hatten, verpassten einen informativen Nachmittag.

Adalbert Ordowski

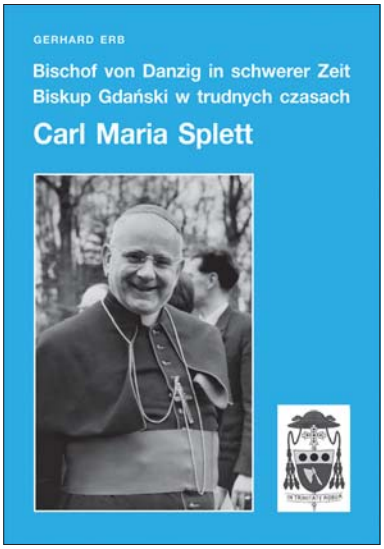
GERHARD ERB

„Bischof von Danzig in schwerer Zeit“

schildert das Leben und Wirken des zweiten Danziger Bischofs Dr. Carl Maria Splett. Als 40-Jähriger übernahm er in dem politisch vom Nationalsozialismus bestimmten Freistaat Danzig diese brisante Aufgabe zwischen der deutschen und der polnischen Nation. Die Schwierigkeiten, dieses Bischofsamt in der NS-Zeit und zudem – ab 1939 – auch als Administrator der Diözese Kulm ein zweites Bistum zu führen, stellt die Broschüre in konzentriertem historischem Überblick dar. Ebenso werden die Umstände des vom polnischen Staat 1945/46 gegen Splett geführten Schauprozesses, der vorangegangenen Inhaftierung und der sich bis 1956 anschließenden unmenschlichen Einzelhaft geschildert.

Abschließend sind drei Kapitel den Themen des bischöflichen Wirkens zwischen 1957 und 1964 in der Bundesrepublik Deutschland – besonders in Düsseldorf, wo der Bischof in der St.-Lambertus-Kirche auch begraben wurde – der Wahrnehmung bischöflicher Funktionen für die vertriebenen Danziger Katholiken und seiner Konzilsteilnahme 1963 sowie der offenen Frage einer nötigen Rehabilitierung Spletts durch den polnischen Staat gewidmet.

Die komplett zweisprachig gestaltete Broschüre soll kompakt informieren und eine bemerkenswerte Persönlichkeit des deutschen kirchlichen Lebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorstellen, die im Grenzland zwischen Deutschen und Polen in politisch brisanten Zeiten wirkte. Bisher unveröffentlichte Bilder und Dokumente aus dem Archiv des Adalbertus-Werkes e. V. illustrieren den Text.



■ *Gerhard Erb: Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett. Herausgeber: Adalbertus-Werk e. V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken. Verlag Wilczek, 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). ISBN-13: 978-3-00-019324-8, 2006, 92 Seiten, cellophaniert, 2-sprachig deutsch/polnisch, mit zum Teil bisher unveröffentlichten Fotos und Dokumenten.*

■ **Bestellungen bitte**
per Post: Verlag Wilczek,
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
per Fax: (02 11) 15 30 77
per E-Mail: wilczek.verlag@t-online.de

BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle/n ich/wir _____ Expl. „Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett“ zum Preis von 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). Ich/Wir verpflichte/n mich/uns die Zahlung unmittelbar nach Rechnungserhalt vorzunehmen.

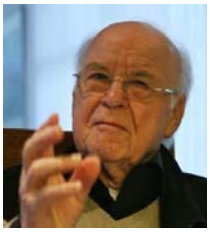
Name, Vorname

Straße, PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

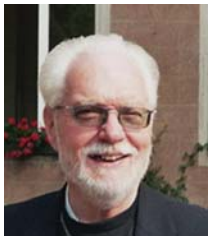
Glückwünsche

■ **Prof. Dr. Stephan Hubertus Pfürtner** ist von der Israelitischen Holocaust-Gedenkstätte YAD VASHEM in Jerusalem mit dem Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet worden. Dies ist die höchste Auszeichnung, die Israel an Nicht-Juden vergibt. Am 31. Mai 2007 erhielt in der Botschaft des Staates Israel in Berlin die zugehörige Medaille und Urkunde. Stephan Pfürtner wurde geehrt, weil er als 22-jähriger Frontsoldat auf Urlaub im November 1944 drei jungen jüdischen Frauen zur Flucht aus dem KZ Stutthof verhalf. Seine Familie stand ihm bei dieser Rettungsaktion in jeder Weise zur Seite und wurde in der Laudatio in die Ehrung mit einbezogen.



Das Adalbertus-Werk e. V. darf sicher stolz sein, einen „Gerechten unter den Völkern“ in seinen Reihen zu wissen.

■ Am 8. August 2007 feiert **Archimandrit Irenäus Totzke** seinen 75. Geburtstag. Der in Danzig-Langfuhr Geborene ist ein außerordentlich vielseitig begabter und auch tätiger Mann: seit 1957 Mitglied der Byzantinischen Dekanie der Benediktinerabtei Niederaltaich, wurde er 1960 in Rom zum Priester nach byzantinischem Ritus geweiht und 1976 vom Rumänischen Patriarchen mit der Würde eines Archimandriten (Ehrenabt) ausgezeichnet. Er betätigt sich u. a. als Herausgeber der byzantinischen Liturgie in deutscher Sprache, als Musikwissenschaftler, als Spezialist für orthodoxe Kirchenmusik und Berater von Chören, die sie in originaler und in deutscher Sprache aufführen, als Komponist – u. a. von Liederzyklen nach Texten von Martin Damß und Agnes Miegel –, sowie als Vortragsreisender in vielen Ländern. Seit 1966 hat er sich auch häufig in den Dienst des Adalbertus-Werkes gestellt, mit Vorträgen und musikalischen Beiträgen, vor allem aber auch als Zelebrant und in der Verkündigung des Wortes Gottes. Wir sind



Liebe Mitglieder, Förderer und Freunde des Adalbertuswerkes!

Alles wird immer teurer! Wie oft haben wir das nicht in den letzten Jahren gehört – und auch gesagt. Und jetzt fängt der Kassenwart des Adalbertus-Werkes auch noch damit an! Es muss leider sein. Wir sind – trotz staatlicher Förderung und straffer Haushaltsführung – auf Spenden angewiesen. Ich möchte Sie daher alle herzlich bitten zu überprüfen, ob Sie Ihren Mitgliedsbeitrag für dieses Jahr schon überwiesen haben. Lässt Ihre Haushaltslage vielleicht noch eine Spende zu? Wir sind für jede Spende dankbar.

In dieser Ausgabe des ***adalbertus-forums*** ist nebenstehend ein Überweisungsträger abgedruckt, den Sie verwenden können. Der untere Abschnitt gilt als Spendenquittung (bitte bei Ihrer Bank abstempeln lassen). Für Spenden über 100,– Euro erstellen wir Ihnen eine gesonderte Spendenquittung.

Mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!“

Euer Kassenwart Ulrich Wobbe

Die nebenstehende **Zuwendungsbestätigung** bis 100,– Euro zur Vorlage beim Finanzamt gilt nur in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassenstempel des Geldinstitutes.

Überweisung / Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Bankleitzahl

Begünstigter (max. 27 Stellen)

ADALBERTUS-WERK E.V. - 40001 DÜSSELDORF

Konto-Nr. des Begünstigten: 151966-435

Bankleitzahl: 36010043

EUR

Betrag: Euro, Cent

ZUWENDUNGS-BESTÄTIGUNG BIS EUR 100,–

FA DSSD STNR 1035920 0855 BESCH. V. 08.02.2007

Kontoinhaber/Einzahler: Name, Vorname, Firma, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

18

Datum, Unterschrift

Überweisung / Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Bankleitzahl

Begünstigter (max. 27 Stellen)

ADALBERTUS-WERK E.V. - 40001 DÜSSELDORF

Konto-Nr. des Begünstigten: 151966-435

Bankleitzahl: 36010043

Kreditinstitut des Begünstigten

EUR

Betrag: Euro, Cent

ZUWENDUNGS-BESTÄTIGUNG BIS EUR 100,–

FA DSSD STNR 1035920 0855 BESCH. V. 08.02.2007

Kontoinhaber/Einzahler: Name, Vorname, Firma, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

18

dankbar, dass wir mit ihm beim 61. Gementreffen den Festgottesdienst feiern werden. Da es uns der Aberglaube verbietet, gratulieren wir hier ausdrücklich nicht, sondern bitten Sie darum, am 8. August Archimandrit Irenäus in Ihr Gebet einzuschließen.

■ Am 28. April 2007 feierte **Erzbischof Dr. Henryk Muszyński** sein goldenes Priesterjübiläum. Nach seiner Priesterweihe am 28. April 1957 forschte der Alttestamentler an den der Hebräischen Universität von Jerusalem, der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und in Rom. Dort promovierte er 1973 mit einer Arbeit über „Fundament, Bild und Metapher in den Handschriften aus Qumran" und lehrte nach seiner Habilitation, auch noch in seiner Zeit als Bischof, an der Theologischen Akademie in Warschau. Als das polnische Episkopat im März 1992

neu organisiert wurde, ernannte ihn Papst Johannes Paul II., dem er freundschaftlich zugetan war, zum Gnesener Erzbischof. Vorher war er seit 1987 Bischof von Włocławek/Leslau. Ein wesentlicher Teil seiner Arbeit ist dem jüdisch-christlichen Dialog gewidmet. Er ist Vorsitzender des katholischen Instituts für die Beförderung des jüdisch-christlichen Dialogs in Warschau und Vorsitzender der Kommission der polnischen Bischöfe für das Gespräch mit den Juden.

Wir im Adalbertus-Werk e.V. und der Adalbertus-Jugend danken Erzbischof Henryk Muszyński für die enge Verbundenheit mit den Danziger Katholiken in der Vertreibung, aber auch im heutigen Danzig von Herzen.

Es ist sicher das gemeinsame Patronat des Heiligen Adalbert, welches uns zu Freunden hat werden lassen, aber vielleicht auch die Tatsache, dass Bischof Carl-Maria Splett Muszyński gefirmt hat. Erzbischof Henryk Muszyński hat bereits frühe Bekanntschaft mit dem Adalbertus-Werk und seiner Arbeit für Frieden und Versöhnung zwischen Deutschen und Polen in Pelplin gemacht haben. Für all das danken wir Gott in der Hoffnung, dass er uns noch lange erhalten und verbunden bleiben wird. **W.N.**

Henryk Józef Muszyński
Arcybiskup Metropolita Gnieźnieński

Gniezno, 24. Mai 20007

"Dankt dem Herrn, denn er ist gütig,
ewig währt seine Huld,
von Geschlecht zu Geschlecht seine Treue".
/Ps. 100, 4-5/

Sehr geehrter, lieber Herr Nitschke!

Sie haben mir zu meinem 50-jährigen Priesterjubiläum geschrieben und gute Worte sowie Segenswünsche mitgeschickt. Ich habe mich darüber sehr gefreut und danke Ihnen von ganzem Herzen. Ihre Unterstützung, die in vielen Worten der Zustimmung zum Ausdruck kommt, ist für mich eine große Ermutigung für die Aufgaben, die mir noch bevorstehen.

Ich bitte Sie herzlich mich auch weiterhin in Ihren Gedanken zu bewahren und in Ihrem Gebet zu unterstützen. Dann werden wir immer neu gemeinsam die Erfahrung des Psalmwortes machen und dem Herrn für seine Huld, Güte und Treue danken können.

Ich wünsche Ihnen Gottes Segen und mit herzlichen Grüssen und allen guten Wünschen verbleibe ich

- Ihr

Henryk Józef Muszyński
Erzbischof und Metropolit
von Gniezno

Veranstaltungen

REGIONALTAGUNGEN 2007

26. August	**Elmshorn**
9. September	**Frankfurt am Main**
22./23. September	**Herbsttagung in Essen-Werden zum Thema:** ***Bioethik***
25. November	**München**

61. GEMENTREFFEN

von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend vom 25. bis 30. Juli 2007
„Migration – Integration: Weggehen und Ankommen im neuen Europa"
Achtung: Die Deutsch-polnisch-litauische Jugendbegegnung beginnt bereits am 24. Juli.
Anmeldungen: Wolfgang Nitschke, Ganghoferstraße 58, 80339 München, Tel. (0 89) 50 20 55-7, Fax (0 89) 50 20 55-8, E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de

15. DEUTSCH-POLNISCHE STUDIENTAGUNG

des Adalbertus-Werkes in Danzig/Gdańsk
19. Mai 2008 bis 26. Mai 2008
Anmeldungen: Wolfgang Nitschke, Anschrift siehe 61. Gementreffen.

KREISAU

Kontakt und Programm:
Intern. Jugendbegegnungsstätte Kreisau und Europäische Akademie
Krzyzowa 7, PL-58-112 Grodziszcze,
Tel. +48-74-8500300 Fax +48-74-8500305,
E-Mail: mdsm@krzyzowa.org.pl
www.krzyzowa.org.pl

Änderungen bleiben vorbehalten.

Bitte ausschneiden und senden an: **Wolfgang Nitschke, Adalbertus-Werk e.V., Ganghoferstraße 58, 80339 München**
per Fax an: **(0 89) 5 02 05 58**

BEITRITTSERKLÄRUNG

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Adalbertus-Werk e.V., Bildungswerk der Danziger Katholiken. Der Mindestbeitrag beträgt **25,00 Euro** für deutsche Mitglieder bzw. **15,00 Złoty** für polnische Mitglieder.

Ich verpflichte mich zur Zahlung eines Jahresbeitrages in Höhe von _____ Euro / _____ Złoty

Name: _____ Vorname: _____ Beruf: _____

geb.: _____ in: _____ Tel.: _____ Fax: _____

Straße: _____ PLZ: _____ Ort: _____

_____, den _____ Unterschrift: _____

(Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen)

Die Mitgliedschaft verlängert sich automatisch jeweils um ein weiteres Jahr, wenn sie nicht zum Jahresende gekündigt wird.